



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„K.u.k. Willkommenskultur Wien 1900 postmigrantisch“

verfasst von / submitted by

Frederik Fyrstenberg Loftager, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree
of

Master of Arts (MA)

Wien, Mai 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 803

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Geschichte

Betreut von / Supervisor:

PD Dr. Johannes Feichtinger

**„Der Österreicher war immer
kosmopolitisch: von Spanien,
Holland, Italien, von Frankreich,
Belgien, Böhmen und Polen, vom
Balkan und aus der Türkei gar sind
viele unserer Vorfahren
eingewandert und in der östlichen
Hauptstadt des Westens zu Wienern
geworden. Fast jeder Österreicher
hat Verwandte im Ausland ...“**

(Oskar Kokoschka)

„Die Wahrheit ist konkret“

(Bertolt Brecht)

Inhaltsverzeichnis

1	EINLEITUNG	4
2	ALTÖSTERREICHISCHE XENOPHILIE	8
3	WILLKOMMENSKULTUR	11
3.1	GESCHICHTE – <i>POSTMIGRANTISCH</i>	14
3.2	KURZE SKIZZE DER MIGRATIONSGESCHICHTE WIENS	20
3.3	DIE WIENER UNIVERSITÄT UND DAS AKADEMISCHE LEBEN ALS ORTE DER WILLKOMMENSKULTUR	30
3.4	DER GESCHMACK WIENS ALS ORT DER WILLKOMMENSKULTUR	39
3.5	VÖLKERSCHAU, ARMEE UND TOURISMUS ALS ORTE DER WILLKOMMENSKULTUR	45
4	CONCLUSIO	54
	QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS	59
	ZUSAMMENFASSUNG	72

1 Einleitung

„Willkommenskultur“ wurde 2015 zum Wort des Jahres in Österreich gewählt. Die deutschkundigen Bewohner der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder hätten mit dem Wort wenig anfangen können. Wörterbücher und Nachschlagewerke hätten hier nicht weitergeholfen. Der Titel dieses Unterfangens ist also offensichtlich ein Anachronismus, will aber zum Ausdruck bringen, dass hier versucht wird, aus dem Heute eine Geschichte von Gestern zu schreiben, die vorgestern nicht hätte geschrieben werden können. Ein Versuch also, von einem jetzigen – und damit fernen – Standpunkt heraus, zeittypische Fragen zu stellen, die hoffentlich zum tieferen Verständnis einer vergangenen Epoche führen könnten. Dies knüpft natürlich an der Forschungstradition an, die Habsburgermonarchie als eine Art Laboratorium für postmoderne Fragestellungen zu verwenden.

Jede Zeit fordert neue Deutungen der Vergangenheit. Es ist etwas völlig anderes als die Vergangenheit mit der Gegenwart gleichzusetzen, was einfach falsch wäre. Dass Wien der Jahrhundertwende eine fremdenfeindliche Stadt gewesen sein sollte, ist ja einer der vielen *images* der Stadt an der Donau – diese Arbeit will die andere Seite der Medaille präsentieren und damit ein differenziertes Bild vorlegen, um diese *leyenda negra* zu nuancieren.

„Migrationsgesellschaft“ ist ein relativ neuer Terminus, der sich eingebürgert hat. Allerdings drückt er nichts Neues aus, denn Migration ist eine historische Erfahrung – vor allem galt dies immer für die Städte, die schon immer Migrationsgesellschaften darstellten. Innovative Fragen zu diesem Phänomen kommen heute hauptsächlich von der Soziologie und von den an sie angrenzenden Fächern. In den letzten Jahren hat sich hier eine geistige Strömung entwickelt, die sich für eine „postmigrantische“ Wende in der Migrationsforschung ausspricht. Leider hat es nur ein begrenztes *spillover* in der akademischen Welt gegeben und diese Anregungen haben daher keine Wirkung auf geschichtswissenschaftliche Arbeiten gehabt, wo sie, meines Erachtens, wichtige neue Perspektiven auf die Migrationsgesellschaft (*avant la lettre*) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hätten hervorbringen können. Für die historische Bearbeitung ist die Soziologie nicht vorgesehen, außerdem sehen die Soziologen die Gastarbeiter der 1970er Jahre als die „Pioniere des Transnationalen“, was natürlich zu hinterfragen ist – denn warum unterscheiden sich diese Arbeitsmigranten von denen im vergangenen Jahrhundert? Ihre nützlichen Hinweise auf Prozesse in einer Migrationsgesellschaft bleiben dennoch und das obwohl ihre historische Einschätzung vom Anfang des Phänomens in den 1970er Jahren zu hinterfragen ist.

Kurz zur Postmigration. Mit der postmigrantischen Perspektive wird ein Blick auf die Gesellschaft *nach* der Migration geworfen – auf das Alltägliche, auf die Praxis – und damit wird Abschied von den früheren Problem- und Defizitdiskursen der Migrationsforschung

genommen. Migration wird Ausgangspunkt des Denkens/der Analyse – und nicht mehr bloß ein Objekt. Unter anderem ist das Erkennen des Produktiven und Kreativen in Spaltungen, in Mehrfachzugehörigkeiten und in bewegten Biografien – um dies alles ans Licht zu bringen – an der postmigrantischen Tagesordnung. Eine in der Erzählung oft marginalisierte – oder gar verdrängte – alltägliche Diversität in früheren Epochen zu skizzieren, ist das Ziel dieser Arbeit. Hierfür eignet sich ein Blick auf die Haupt- und Residenzstadt der Monarchie besonders gut, denn das Zentrum eines solchen Reiches war immer auf Migranten von nah und fern angewiesen, um seine Position zu behaupten und nicht zu einem niederösterreichischen Dorf zu verkommen. Ohne Migration keine Stadt.

Was an einem per se offenen Raum, was eine Stadt ja demnach ist, alles möglich ist; was an einem solchen Ort Neues entstehen kann, beschreibt folgendes Zitat von Michael Bachtin (in einem anderen Kontext geschrieben): „Unterschiedliches zu kombinieren und Entferntes anzunähern verhilft zur Loslösung vom herrschenden Weltbild, von Konventionen und Binsenwahrheiten, überhaupt von allem Alltäglichen, Gewohnten, als wahr Unterstelltem [...] erlaubt einen anderen Blick auf die Welt, die Erkenntnis der Relativität alles Seienden und der Möglichkeit einer grundsätzlich anderen Ordnung.“ Dieses Zitat verweist ferner sehr gut auf mein methodisches Vorhaben: mit einer neu zusammengesetzten Quellenlage aus unterschiedlichsten Fachrichtungen, kombiniert mit den neuen, bereits skizzierten Grundvoraussetzungen, die Vergangenheit weiter zu erhellen.

Auf die diversen, brüchigen Grenzen ist zwar ohnehin in historischen Arbeiten aufmerksam gemacht worden – und die Abkehr von dem dualistischen Denkstil ist auch nicht neu. Vor allem sind die Arbeiten von Pieter Judson und Tara Zahra zur „national indifference“ spannend und innovativ, konzentrieren sie sich doch eher auf die ländliche Peripherie, wobei gerade die migrationsgeprägten Stadtbewohner Zentraleuropas auch diese Mehrdeutigkeiten in sich tragen konnten, vielleicht sogar in einem noch höheren Maße. Vorbildlich ist es, dass in ihren Arbeiten den „Freunden der offenen Gesellschaft“ erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wird; und die „Feinde“, denen schon viele Publikationen gewidmet wurden, nun marginalisiert erscheinen. Das gegenseitige „Kennenlernen“ war k.u.k. Staatsraison und war es auch nach 1848 und 1867. Die Frage, wie die Wiener Bevölkerung zu einem Wissen und Interesse über ihre Mitbürger kam, ist daher eine wichtige, der nachzugehen ist, um eine „Willkommenskultur“ zu finden.

In den kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit dem oben skizzierten Themenkreis sind besonders die Arbeiten von Moritz Csáky wichtig und vielleicht sogar schon postmigrantisch – *ante litteram* allerdings. Csákys Fokus liegt jedoch eher im Abstrakten als in der alltagsnahen Praxis der „kleinen Leute“, worauf sich diese Arbeit eher konzentrieren wird. Seine Erkenntnisse zeigen aber wie Neues und Fremdes in der

Wiener Kultur immer „willkommen“ war und integriert wurde. Weitere Arbeiten, vor allem literaturwissenschaftliche, zu den vielfältigen Lebensrealitäten in der Monarchie, sind den geschichtswissenschaftlichen weit voran.

Die konventionelle historische Migrationsforschung, wo Statistik, Gesetze, Push-Pull-Faktoren etc. im Mittelpunkt stehen, lässt für die Bevölkerung der Städte als solches kaum Platz. Das Thema Migration wird als etwas abseits vom Normalbetrieb behandelt. Dass Migration etwas ist, das nicht nur das Leben von Migranten prägt, sondern auch das der schon dagewesenen (und schon heterogenen!) Bevölkerung, wird außerhalb der Wirtschafts- und Sozialgeschichte besser dargestellt. Als Grundlage einer Arbeit zu einer Migrationsgesellschaft sind diese allerdings unerlässlich. Die Aufteilung einer Population in Sesshafte und Migranten ist jedoch eine fragwürdige Erscheinung, die nicht erhalten werden muss.

Die Literatur, die sich mit einzelnen nationalen *communities* in Wien befasst – vor allem mit Juden und Tschechen – behandelt das Leben in Wien unter einem anderen Aspekt, als die postmigrantische es vorschreibt und ähnlich der eben skizzierten Migrationsforschung liegt hier eine Differenzauffassung vor, welche nicht mehr als wegweisend gelten kann. Die Funde sind aber auch wertvoll für postmigrantische Arbeiten, nur bei einer anderen Lesart – wenn nicht ganz kontrapunktisch im Sinne Edward Saids, dann doch etwas in der Richtung. Nimmt man die Voraussetzung wahr, dass Migration für eine Stadt konstitutiv ist, muss man das Migrantische in den Vordergrund stellen – und das Ethnische in den Hintergrund. Eine neue Migrationsgeschichte müsste Migranten als Individuen sehen, nicht als Teil einer homogenen Gruppe. Migration muss auch als etwas grundsätzlich Konstitutives für die Zeit angesehen werden. Verwendet man eine erweiterte Migrationsdefinition, was eben naheliegt, wenn Migration Ausgangspunkt einer Analyse sein sollte, gehören unter anderem auch Umzüge innerhalb einer Stadt miteinbezogen. So sollte die Wichtigkeit des migrantischen Erlebnisses klarer werden. Die zeitgenössische Presse – vor allem die sozialdemokratische – berichtete sehr oft und mitreizend über Familien, die auf der Straße als Opfer des nicht vorhandenen Mieterschutzes landeten. Zur angeblichen Gruppe der ansässigen Einheimischen können solche Schicksale ganz einfach nicht gezählt werden, sie lebten in einer mobilen Wirklichkeit. Fremd sein war nicht nur Sache der Fremden.

Um die Grundlagen einer „Willkommenskultur“ zu finden ist eine Art temporäre Migration, wie der des Tourismus’ auch interessant. Tourismus drückt nämlich eines aus: Neo- und Xenophilie. Peter Sloterdijk sieht diese touristischen Neigungen als eine zivilisierende Sache, als protodemokratische Tugenden. Willkommenskultur drückt dasselbe aus. Die Binnenexotik der Monarchie hatte eine Anziehungskraft und wurde geschätzt – auch nach Zäsuren wie 1848. Das gegenseitige Kennenlernen war schließlich Staatsraison. Es gab Bürger, die nicht auf den „nationalen Besitzstand“ bedacht waren, sondern das

zusammengeheiratete Land noch als Glück empfanden. Diese „Freunde der offenen Gesellschaft“ sollen hier in das Zentrum gerückt werden, denn sie können zu Recht als marginalisierte Gruppe in der Erzählung betrachtet werden. Sie verfielen nicht der *political correctness* ihrer Epoche: dem Nationalismus.

Diese Arbeit wird mit einer Präsentation des postmigrantischen Aspekts anfangen und argumentieren, wieso diese für die Geschichte der Stadt Wien in der Ära Franz Joseph nützlich ist. Anschließend werden postmigrantisch-orientierte Fragestellungen bearbeitet. Waren die Wiener von damals z.B. interkulturell sensibilisiert? Wie nutzten Individuen ihre individuellen Migrationshintergründe und wie verwalteten sie die daraus entstandenen Kapitalformen? Wie fit für Vielfalt war etwa die k.u.k. Armee? Die *a prima vista* scheinbar anachronistischen Fragen sollen schließlich in einer Interpretation ausmünden, wo klargelegt wird, inwiefern die städtische Kultur in Wien als eine Willkommenskultur angesehen werden kann.

2 Altösterreichische Xenophilie

„Wien liegt ganz einfach nicht mehr an der Donau – wo es ja streng genommen niemals lag – sondern am Gebirge (lies für: a.G.); nicht in der weltoffenen, ausblicksreichen Ebene, sondern angepreßt an gemütsumdämmerndes Bergland.“¹ So schrieb der Journalist Anton Kuh 1923 über seine Heimatstadt. Kuh war ein polemischer Mensch, dessen Aversion gegen die Provinz und das Provinzielle oft ein Thema seiner Schriften wurde. Walter Schübler beschreibt es folgendermaßen: „„Provinz“, das ist für Kuh, „die Sense gegen den Geist, der Dreschflügel gegen die Natur [...], die Unerbittlichkeit des Pferchs, der Glaube an den Pfarrer“, das ist – ob nun in seiner Kremser, Linzer, Grazer, Komotauer oder Teplitzer Variante – „der Wille zur Kleinstadt, die aufstampfende, leimiggevaterte Lust am Untersichsein.“² In Wien siegte, so Kuh, seit dem Ende des Krieges das „Gesetz des Untersichseins“ total. Die Voraussetzung des Sieges – die vorher erwähnte Lust – zeigte sich für Kuh schon in der Lueger-Zeit, wo er eine „Vermünchnung des Wiener Bürgers“ ortete.³ Von der selben Düsterei in Anbetracht des Wiener Lebens war auch Kuhs Zeitgenosse Hugo Bettauer geprägt. Dieser schrieb 1922 seine *Stadt ohne Juden*, worin Wien, nach dem alle Juden die Stadt verlassen hatten, verbauerte; Loden und Lederhose prägten fortan das Stadtbild.⁴

Oben erwähnte Autoren trauerten einer geistigen Haltung nach, die mit der Monarchie verschwunden geglaubt wurde. Am berühmtesten beschrieb wohl Stefan Zweig diese herrschende Haltung der zweitausendjährigen übernationalen Metropole, wo er selbst aufwuchs: „Aufnahmewillig und mit einem besonderen Sinn für Empfänglichkeit begabt, zog diese Stadt die disparatesten Kräfte an sich, entspannte, lockerte, begütigte sie; es war lind, hier zu leben, in dieser Atmosphäre geistiger Konzilianz, und unbewusst wurde jeder Bürger dieser Stadt zum Übernationalen, zum Kosmopolitischen, zum Weltbürger erzogen.“⁵

Dieses *Image* Alt-Wiens als eine weltoffene Stadt gibt es heute noch, dieses herrscht allerdings nicht allein vor. So ist auch das fremdenfeindliche Wien eines der großen Narrative (schon vor der Republik). Man denke nur daran, welche Rolle Brigitte Hamann Wien und der geistigen Atmosphäre der Stadt für das Werden Adolf Hitlers zuschreibt.⁶ Martin Scheutz und Vlasta Valeš zählen für Wien ganze elf solcher Stadtimages auf, wo

¹ Zit. nach Walter Schübler, Weandorf. Anton Kuh und die Provinzialisierung der Metropole. In: Wolfgang Kos (Hg.), Kampf um die Stadt. Politik, Kunst und Alltag um 1930 [Katalog zur 361. Sonderausstellung des Wien Museums, 19. November 2009 bis 28. März 2010], Wien 2009, s. 108-113], s. 110

² *Ibid.* s. 109

³ *Ibid.* s. 110

⁴ Hugo Bettauer, *Die Welt ohne Juden*. Ein Roman von übermorgen (1922, Wien 2008), *passim*

⁵ Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern* (1942, Frankfurt a. M 2017), s. 28

⁶ Brigitte Hamann, *Hitlers Wien* (München 1996), *passim*

einige einander mehr oder weniger ausschließen – wie die hier beschriebenen.⁷ In dieser Arbeit wird auf das Wien fokussiert, welches als Gegenteil zu dem von Hamanns Adolf Hitler gelten kann; ein Wien, wie es Kuh, Bettauer, Zweig und mit ihnen viele andere auch kannten und dem sie nachtrauerten. Dieses Wien gehört dennoch nicht zum meist Thematisierten und bleibt meistens dann eine kitschige Existenz in der Habsburg-nostalgischen (pop-)Literatur beschert. Es soll hier nicht die „Hamannsche“ *leyenda negra* Wiens durch eine *leyenda rosa* ersetzt werden; mein Anliegen ist es vielmehr, im Sinne des Satzes *audiat et altera pars*, ein Gegengewicht zum vorhandenen Übergewicht der negativen Beurteilungen des geistigen Milieus und der Atmosphäre Wiens in der behandelten Epoche zu liefern. Hier halte ich besonders den Alltag der Wiener für schlüssig. Denn floss in der Zeit nach der Monarchie viel Blut wegen des „Nationalitätenstreits“, floss im kaiserlichen Wien höchstens Tinte. *Ein Weltbild verliert seine Welt* ist der Titel eines Werkes von Wolfgang Burgdorf zum Thema Untergang des Alten Reiches,⁸ die Aussage könnte aber genauso für die Habsburgermonarchie gelten.

Die Chance, folgt man Zweig, fast passiv Weltbürger bloß dadurch zu werden, dass man in Wien wohnte, war nur möglich, weil die Bevölkerung Wiens im ausgehenden 19. Jahrhundert eine außergewöhnlich bereiste und bewanderte war. In ihrem Werk zu den Wiener Tschechen hat Monika Glettler eine vielzitierte Formulierung artikuliert, wo sie die Situation dieser nationalen Minderheit mit dem eines Hotels verglichen hat: stets besetzt, aber immer von anderen Gästen.⁹ Dieses Bild kann unmittelbar auf die gesamte Bevölkerung Wiens übertragen werden, denn die Stadtmigration an sich – nicht nur die tschechische – war von hoher Fluktuation geprägt.

Der Topos Hotel hat sich auch literarisch bewährt. Joseph Roth hat sich mehrfach des Begriffs bedient, um die Habsburgermonarchie zu schildern z.B. als „ein großes Haus mit vielen Türen und vielen Zimmern, für viele Arten von Menschen.“ In diesem Hotel drinnen lässt Roth dann beispielhaft eine von vielen pluralistischen Alltagssituationen der Monarchie folgendermaßen ablaufen: „[...] wenn der Geldbriefträger zu mir kommt, verkündet er es mir mit einem diskreten Jubel. Er ist ein Italiener. Der Kellner ist ein Österreicher. Der Portier ein Franzose aus der Provence. Der Empfangschef ein Mann aus der Normandie. Der Oberkellner ein Bayer. Das Zimmermädchen eine Schweizerin. Der Lohndiener ein Holländer. Der Direktor ein Levantiner; und seit Jahren hege ich den Verdacht, daß der Koch ein Tscheche ist. Aus den übrigen Teilen der Welt kommen die

⁷ Martin Scheutz, Vlasta Valeš, Von der Residenzstadt zur übergroßen Hauptstadt der Republik. Stadtimages im Wandel - ein Streifzug. In: Martin Scheutz: Wien und seine WienerInnen: ein historischer Streifzug durch Wien über die Jahrhunderte [Festschrift für Karl Vocelka zum 60. Geburtstag, Wien 2008, s. 13-16], s. 14

⁸ Wolfgang Burgdorf, Ein Weltbild verliert seine Welt. Der Untergang des Alten Reichs und die Generation 1806 (München 2006)

⁹ Monika Glettler, Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt (München/Wien/Oldenburg 1972), s. 41

Gäste.“¹⁰ Schön ist an diesem Beispiel auch, dass die Anwesenheit nicht-österreichischer Menschen in der Monarchie betont wird, was oft untergeht in den oben angesprochenen kitschigen Darstellungen, wo Wien oft bloß als „alle Völker der Monarchie“ beherbergende Hauptstadt in Erscheinung tritt.

Bleiben wir im Fremdenverkehr, so halte ich es für interessant, Peter Sloterdijks Überlegungen zu Tourismus und zum Naturell eines Touristen einzubringen. Sloterdijk beschreibt den Touristen als ein von erhöhter Duldsamkeit und verbessertem Frustrations- und Befremdungstoleranz geprägtes Individuum, das ferner mit der „Positivität des Vorurteils“ ausgestattet sei. Diese „Positivität des Vorurteils“ bietet gleichsam die natürliche Disposition für neophile, das heißt neuigkeitsfreundliche und xenophile, fremden- und fremdheitsfreundliche Wahrnehmungsweisen und Wertungen.“¹¹ Dieses Erlebnis habe, so der Autor, eine zivilisierende Wirkung und die Xenophilie könne als eine protodemokratische Tugend betrachtet werden.¹² Verwischt man die Grenzen zwischen Tourismus und Migration – also zwischen kurzfristigen und langfristigen Aufhalten an neuen Orten – so könnte man davon ausgehen, dass die hohe Fluktuation der Bevölkerung Wiens, dieselben Tugenden hervorzurufen vermochte, wie der Tourismus. Vielleicht ist also das Migrationsmuster Bedingung für die „geistige Konzilianz“ der Stadt.

Die heutige „Willkommenskultur“, die im Duden als „durch politische und soziale Maßnahmen begünstigtes gesellschaftliches Klima, das von Offenheit und Aufnahmebereitschaft gegenüber Migranten geprägt ist“ definiert wird, hat als Voraussetzung eben solche Tugenden, wie sie Sloterdijk aufzählt. Bedenkt man die Migrationsgeschichte Wiens und die Biografien der Wiener Bevölkerung der Jahrhundertwende, dann dürften sie die geistigen Dispositive eines Touristen besessen haben – ohne sich selbst viel bewegt zu haben, ganz im Sinne Zweigs. Die Migrationsgeschichten der Menschen in Wien rückten die Stadt in die weltoffene, ausblicksreiche Ebene des Anton Kuh, und Wien wurde durch diese Beweglichkeit die wahre Hauptstadt der europäischsten aller Monarchien – die Monarchie der Habsburger – und noch nicht die einer gemütsumdämmernden Alpenrepublik.

¹⁰ Zit. in: Moritz Csáky, *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa* (Wien/Köln/Weimar 2010), S. 350

¹¹ Peter Sloterdijk, *Tractatus philosophico-touristicus*. In: Harald Pechlaner und Michael Volgger (Hg.) *Die Gesellschaft auf Reisen – Eine Reise in die Gesellschaft* (Wiesbaden 2017), S. 11-22, S. 15-16

¹² Peter Sloterdijk, *Tractatus philosophico-touristicus*. In: Harald Pechlaner und Michael Volgger (Hg.) *Die Gesellschaft auf Reisen – Eine Reise in die Gesellschaft* (Wiesbaden 2017), S. 11-22, S. 16

3 Willkommenskultur

„Willkommenskultur“ wurde 2015 zum Wort des Jahres in Österreich gewählt. Begrifflich eher schwach definiert, welches allerdings laut Friedrich Heckmann auch durchaus positiv sein kann – die „sinnvolle Unschärfe“ gestatte es nämlich, das Wort in den unterschiedlichsten Kontexten und Milieus anzuwenden, so der Soziologe.¹³ Der Begriff reiche weit über eine Grundhaltung der Offenheit und Akzeptanz gegenüber Migranten hinaus. Die anwesenden Fremden sollen „in die Kommunikation des jeweiligen Verkehrskreises“ eingeführt und aufgenommen werden; die Kultur der Zuwanderer müsse Platz und Anerkennung in der Aufnahmegesellschaft erfahren. Ferner heißt es bei Heckmann: „Die eigene Kultur in der Fremde wieder zu finden hilft dem Fremden, dass er sich dort zu Hause fühlen kann“.¹⁴ Vorurteilsbekämpfung räumt Heckmann eine wichtige Rolle für die Etablierung einer Willkommenskultur ein. Die „Möglichkeit von Kunst und Kultur positive Gefühle gegenüber bisher abgelehnten Gruppen zu vermitteln und gemeinsam zu erleben: z. B. über belletristische Literatur, Spielfilm, Theater, Kabarett, bildende Kunst, Musik oder Tanz“ seien nicht zu unterschätzen.¹⁵

Wenn ich hier eine „Willkommenskultur“ *avant la lettre* in einer Zeit entdecken möchte, die üblicherweise als Teil des „nationalistischen 19. Jahrhundert“ diffamiert wird, scheint es auf den ersten Blick vielleicht komisch. Es handelt sich jedoch nicht bloß um Ideen des 21. Jahrhunderts, die unkritisch zurückprojiziert werden; denn das Interesse am „Fremden“ kann ja geradezu als anthropologische Konstante angesehen werden (wie die Angst vor dem selben auch, wohlgemerkt). Unser Blick ist aber natürlich sensibilisiert worden durch das Aufkommen dieser Termini und mit Hilfe dieser wird eine neue Sicht auf die Vergangenheit ermöglicht. Eine „Genealogie der Gegenwart“ (Csáky) *in casu* eine Genealogie der Willkommenskultur, ist daher durchaus erwünscht.

Das Stichwort anthropologische Konstante aufgreifend soll hier angeführt werden, dass von der Verhaltensforschung auf viele gemeinsame Verhaltensweisen von höheren Primaten und Menschen hingewiesen wird: Unterdrückung von Außenseitern, Abgrenzung von Gruppen u. Ä. Auch die von Heckmann angemerkten, für die Willkommenskultur so schädlichen, Vorurteile haben eine evolutionsbiologische Komponente; solange nur Information zur Herkunft des Gegenübers vorliegt, ist es von Vorteil, stereotype Wahrscheinlichkeitsinformationen zum Verhalten jener Gruppe des Anderen zu besitzen. Wenn sich etwa Angehörige einer kriegerischen Gruppe begegneten, war eine von Vorurteilen verursachte dementsprechende Bewaffnung

¹³ Friedrich Heckmann, Willkommenskultur – Was ist das, und wie kann sie entstehen und entwickelt werden? (Bamberg 2012), In: efms papers 2012-7, online unter: http://www.efms.uni-bamberg.de/pdf/efms%20paper%202012_7.pdf (29.04.2019), s. 2

¹⁴ *Ibid.*, s. 5

¹⁵ *Ibid.*, s. 10

evolutionär vorteilhaft. Es hat für das Verständnis der Welt geholfen.¹⁶ Dieses Faktum unterstreicht natürlich die Wichtigkeit von gesellschaftlichem Training. Gefördert wird das gute Zusammenleben durch Austausch, Exogamie, Handel, gemeinsame Rituale und kulturelle Angleichung.¹⁷ *Viribus unitis* will also gelernt sein. Die Hauptstadt der Habsburgermonarchie war als Lernort bestens geeignet.

Von der Humanethologie ist aber allerdings auch bekannt, dass neben der teilweise nachvollziehbaren, vernünftigen Angst vor dem Fremden auch immer eine Neugier auf Unbekanntes besteht. Neben Abgrenzung gibt es Offenheit. Eine „tüchtige Portion Xenophilie“ sei menschlich, meint der Verhaltensforscher Wulf Schiefenhövel.¹⁸ So ist auch Gastfreundschaft in vielen alten Kulturen heilig gewesen. Daher kann die „Willkommenskultur“ auch nicht als eine Sprechblase der Gegenwart angesehen werden, sondern als etwas, das auch in früheren Epochen als wichtige Orientierung und Aufgabe von Gesellschaften galt. Die Begrifflichkeit, welche zum besseren Verständnis des Phänomens hilft, hat bis vor Kurzem gefehlt. Zygmunt Bauman hat auf die zwei gegensätzlichen Impulse hingewiesen, die moderne Städte kennzeichnen: *Mixophilie* und *Mixophobie*. Der erste Impuls, die Vorliebe für Vielfalt und Heterogenität für unbekannte und unerforschte Erfahrungen, gelte, so Bauman, als Hauptattraktion der Städte. Die Mixophobie ist die Kehrseite der Medaille, ist aber nicht wegzudenken.¹⁹ Diese Gegensätzlichkeit zieht sich durch die Wiener Migrationsgeschichte.

Die deutschkundigen Bewohner der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder hätten mit dem Wort Willkommenskultur erstmals nichts anfangen können. Wörterbücher und Nachschlagewerke hätten auch nicht weitergeholfen. Sowohl in Meyers und Herders Konversationslexikon bzw. Conversations-Lexikon, als auch im Brockhaus fand man dazu freilich keinen Eintrag. Die Wissbegierigen in Österreich konnten auch die sechsbändige *Oesterreichische National-Encyklopädie, oder alphabetische Darlegung der wissenschaftigsten Eigenthümlichkeiten des österreichischen Kaiserthumes* konsultieren. Darin befindet sich natürlich auch kein Eintrag bezüglich Willkommenskultur, obwohl eben dieses Phänomen – meines Erachtens – zu den besonders wissenschaftigen Eigentümlichkeiten des österreichischen Kaisertums gehörte. Denn die von Heckmann angeführten Punkte zur Willkommenskultur waren in Wien besser sichtbar als anderswo. In der Reihe „Die Habsburgermonarchie 1848-1918“ der österreichischen Akademie der Wissenschaften, wo der dritte Band sich den Völkern des Reiches widmet, werden die Völker getrennt voneinander, ohne sonderliches Gewicht dem Austausch und der

¹⁶ Andreas Vonderach, Die deutschen Regionalcharaktere. Psychologie und Geschichte (Husum 2012), s. 9-11

¹⁷ Bedrich Loewenstein, Wir und die Anderen. In: Alexander Demandt (Hg.), Mit Fremden leben: Eine Kulturgeschichte (München 1995), s. 9-23, s. 14

¹⁸ *Ibid.*, s. 14

¹⁹ Zygmunt Bauman, Die Angst vor den anderen. Ein Essay über Migration und Panikmache (Berlin 2016), s. 11ff

Vermischung beizumessen, behandelt. Auch die migrationsbedingte kulturelle Lebensweise der Bevölkerung kommt zu kurz (Migration wird in dem Band zur sozialen Struktur der Monarchie eher als wirtschaftlicher Aspekt behandelt).²⁰ Dass für das Unterthema „Völker“ zwei Teilbände erscheinen mussten, zeigt die oft thematisierte Heterogenität oder Pluralität der Monarchie und Zentraleuropas. Als eine Art Anhängsel zur enzyklopädischen Abhandlung der Völker der Monarchie ist ein Beitrag von Wolfdieter Bihl zu den ethnischen und religiösen *Splitter-, Rest- und Sondergruppen* der Monarchie zu lesen. Hierin heißt es: „Eine Darstellung der ethnischen und religiösen Gemeinschaften Altösterreichs wäre unvollständig, wenn sie nur die „Großen“ – die „Geschichte“ gemacht haben – behandelte. Erst ein Blick auf die „Kleinen“, Gruppen von einigen hundert bis zu einigen zehntausend, rundet das Bild ab, macht die Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit deutlich.“²¹ Das weniger häufig Thematisierte, dass diese Kulturen Mitteleuropas oft in der Praxis „ineinander übergehen“, wird hier nicht beleuchtet. Wie Béla Bartók es für die Volksmusik Zentraleuropas bemerkte, dass diese von einem „permanent crossing and re-crossing of melodies“ gekennzeichnet sei – und damit alles andere als „rassenrein“ war, gilt es auch für den Menschen und für die Kultur(en) der Region zu zeigen, wie uns Moritz Csáky erinnert. Das trifft besonders für den städtischen Raum zu.²²

Csákys Arbeiten dokumentieren die oben angemerkten, nicht berücksichtigten Aspekte der Geschichte Zentraleuropas, welche zuvor als die *wissenswertesten Eigenthümlichkeiten* beschrieben wurden. Csáky definiert Zentraleuropa als Kulturraum mit fluiden Grenzen. Er greift Robert Musils Gedanken auf, der von einem „mitteleuropäischen Ideenvorrat voller Gegensätze“ mit Hilfe der Figur General Stumm von Bordwehrs berichtete. Musils „„ineinander Übergehen“ bedeutet demnach, dass sich hier die heterogenen kulturellen Räume, die kulturellen Differenzen überlappen, ineinander übergehen und „verzahnen“; ganz klare Abgrenzungen und Markierungen sind hier, frönt man nicht einem exklusiven Nationalismus, nur schwer auszumachen.“²³ Diese Situation, wo das fremde kulturelle Element erkannt wird und dennoch als das „eigene Fremde“ akzeptiert wird, ist das Ergebnis einer alten, offenen Willkommenskultur. Wo Csáky eher auf langfristige (meist hoch-)kulturelle Interpretationen des Raumes Zentraleuropa setzt, wird diese vorliegende Arbeit eher die Mobilität der Bevölkerung beleuchten, um die zentraleuropäischen Verhältnisse zu erklären und das Verständnis zu vertiefen. Dabei werden sogenannte postmigrantische Perspektiven helfen.

²⁰ Heinz *Fassmann*, Die Bevölkerungsentwicklung 1850-1910. In: Helmut *Rumpler*, Peter *Urbanitsch* (Hg.) Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Bd. IX/1 (Wien 2010), s. 159-184

²¹ Wolfdieter *Bihl*, Notizen zu den ethnischen und religiösen *Splitter-, Rest- und Sondergruppen* in den habsburgischen Ländern. In: Adam *Wandruszka*, Peter *Urbanitsch* (Hg.) Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Bd. III/2 (Wien 1980) s. 949-974, s. 949

²² Moritz *Csáky*, Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa (Wien/Köln/Weimar 2010), s. 14-15

²³ Moritz *Csáky*, Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa (Wien/Köln/Weimar 2010), s. 67-68

3.1 Geschichte – *postmigrantisch*

Mit Postmigration ist, analog zu Postkolonialismus, die Zeit *nach* erfolgter Migration gemeint. Es wird auf die migrationsbedingten Veränderungen von Gesellschaften fokussiert. Die postmigrantische Forschung will die „Omnipräsenz des Themas Migration“ erkennen.²⁴ Es soll zu einem Neudenken eines Feldes führen, zu der Überwindung alter Denkmuster; so soll z.B. die kategorische Trennung zwischen Migration und Sesshaftigkeit von Migrant und Nichtmigrant überwunden werden,²⁵ denn wie der Schriftsteller Ilija Trojanow in seinem Buch *Nach der Flucht* schreibt: „Von woanders zu sein sagt wenig aus, von hier zu sein genauso wenig.“²⁶ Wie sich zeigen wird, ist eine solche Trennung für das Wien der Jahrhundertwende auch nicht angebracht.

Das Dogma der Sesshaftigkeit scheint in der Migrationsforschung langsam zu verschwinden – für viele historische Arbeiten, die nicht explizit als migrationshistorische Arbeiten gelten, existiert dieses Dogma aber weiterhin. Es gilt für die Geschichtswissenschaft dasselbe, wie es Erol Yildiz für die Sozialwissenschaften der Gegenwart bemerkt hat: „Immer mehr ausgefeilte Analysen des Verhältnisses zwischen Mehrheit und Minderheit oder Einheimischen und Zugewanderten helfen nicht weiter. Solche Gegensätze sind kontraproduktiv und schaffen ihre eigene gesellschaftliche Normalität.“²⁷ Ich halte so auch die vielen, zum Teil charmanten Darstellungen von *dem* Wien der verschiedenen ethnischen Gruppen nicht für schlüssig, um die Lebensrealitäten der einzelnen Menschen zu veranschaulichen. Diese Yildiz'schen Erkenntnisse sehe ich schon teilweise gut in den historischen Arbeiten von Pieter Judson und Tara Zahra zur *national indifference* integriert.²⁸ Beide angeführten Studien dieser Autoren haben gemeinsam, dass sie eher ländliche, periphere Gegenden der Habsburgermonarchie ins Visier genommen haben, wo die Indifferenz und Mehrdeutigkeit (eigentlich oft nur Zweideutigkeit) älteren Datums sind – und nicht Städte, wo ständig Neues geschaffen wird – vor allem durch die Migration. Wahrscheinlich geht dieser ländliche Fokus auf eine starke Inspiration von Eugen Webers *Peasants into Frenchmen* zurück. Diese „Zwitter“-Gruppen werden bei Judson und Zahra als systemerhaltende Gruppen in den Lokalgesellschaften dargestellt. Diesem *cross pressure* waren ja vor allem die mobilen

²⁴ Naika Foroutan, Die postmigrantische Perspektive: Aushandlungsprozesse in pluralen Gesellschaften. In: Marc Hill, Erol Yildiz (Hg.) Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen (Bielefeld 2018) s. 15-27, s. 16

²⁵ Erol Yildiz, Postmigrantische Migrationsforschung. In: Lena Karasz (Hg.): Migration und die Macht der Forschung : Kritische Wissenschaft in der Migrationsgesellschaft (Wien 2017) s. 11-22, s. 13

²⁶ Erol Yildiz, Vom methodologischen Nationalismus zu postmigrantischen Visionen (Bielefeld 2018) s. 43-61, s. 43

²⁷ Erol Yildiz, Postmigrantische Migrationsforschung. In: Lena Karasz (Hg.): Migration und die Macht der Forschung: Kritische Wissenschaft in der Migrationsgesellschaft (Wien 2017) s. 11-22, s. 11

²⁸ Pieter Judson, *Guardians of the Nation. Activists on the language frontiers of imperial Austria* (Cambridge 2006); Tara Zahra, *Kidnapped Souls: National Indifference and the Battle for Children in the Bohemian Lands 1900-1948* (Cornell 2008)

Teile der Bevölkerung ausgesetzt und daher vor allem die Bevölkerung Wiens. In der Praxis dürften viele Städter solche Erfahrungen gemacht haben und haben sich wohl schwergetan, sich selbst in den nationalen Kategorien wiederzufinden. Daher haben sich die Städter wohl auch eher mit dem damals noch integrativen Österreichertum identifiziert, das vor allem eine städtische Identität war. Aber, wie Wolfgang Göderle es auf dem Punkt bringt „categories that applied only to a part of the population had to be extended to the entire population“²⁹ Die Familiennamen und -erzählungen erzählen uns aber andere Geschichten, dazu später mehr.

„Stadt ist Migration“ schreibt Yildiz prägnant,³⁰ darauf hinweisend, dass Städte von dieser Komponente der Bevölkerungsentwicklung besonders geprägt sind, weil die beiden anderen Komponenten, Fruchtbarkeit und Sterblichkeit, in Städten einen Nettoverlust abzeichnen. Besonders für Großstädte galt und gilt das. Richard Sennett beschreibt die Kultur der Städte als eine, die sehr stark von der Erneuerungsbereitschaft der Einwohner geprägt ist – daher sei die Stadt auch immer Quelle der Innovation gewesen.³¹

Wenn eine Stadt per definitionem als eine von Migranten bevölkerte gedeutet wird, wie Yildiz es uns nahelegt, dann verschwinden Denkkategorien wie fremd und einheimisch aus der alltäglichen Praxis und sollten demnach in historischen Arbeiten auch eher in den Hintergrund treten. Mit dem rasanten Wachstum Wiens im Zuge der Industrialisierung konnte auch nur schwer davon gesprochen werden – wie Musils General Stumm von Bordwehr bemerkte, waren die Verhältnisse sehr *blurry*. In Wien war eine vielsprachige Familie nicht wie am Land nur zweisprachig, sondern konnte Großeltern aus vier Nationen und Sprachwelten umfassen.³² Zahra hat in einem Artikel angemerkt, dass nationale Indifferenz als Kategorie in der Migrationsgeschichte eine Rolle zu spielen habe: „The concept of national indifference might also serve as a useful tool in migration studies. Debates about the experiences of migrants could be reconceptualized using the concept of national indifference rather than such terms as assimilation, acculturation, or hybridity that assume preexisting national loyalties and coherent group identities.“³³ Zwar ist eine Stadt – Budweis – schon unter dem Aspekt der *national indifference* von Jeremy King

²⁹ Wolfgang Göderle, Administration, Science, and the State: The 1869 Population Census in Austria-Hungary. In: Austrian History Yearbook, Vol. 47 (Minnesota 2016) s. 61–88, s. 81

³⁰ Erol Yildiz, Stadt ist Migration. In: Malte Bergmann, Bastian Lange (Hg.), Eigensinnige Geographien. Städtische Raumaneignungen als Ausdruck gesellschaftlicher Teilhabe (Wiesbaden 2011), 71-80

³¹ Annemarie Steidl, Ein attraktiver Anziehungspunkt für Zuwanderer aus ganz Europa. Wanderungsmuster nach Wien, 1740-2010, in: Sozialgeschichte Wiens 1740-2010 (Innsbruck/Wien/Bozen 2015), s. 375-434, s. 375

³² Catherine Horel, Multi- und Plurikulturalismus in urbaner Umwelt. Nationale und soziale Vielfalt in den Städten der Habsburger-Monarchie. In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Vol. 113 (Wien 2005), s. 349-361, s. 356

³³ Tara Zahra, Imagined Noncommunities: National Indifference as a Category of Analysis. In: Slavic Review, Vol. 69, No. 1 (Cambridge 2010), s. 93-119, s. 116

behandelt worden,³⁴ Budweis' Anziehungskraft erstreckte sich aber lediglich auf das unmittelbare Umland und war daher, wie der Titel auch andeutet, auf das deutsch-tschechische begrenzt.

Die Bevölkerung Wiens konnte sich Wiener nennen, hier spielte Anciennität keine Rolle – wie z.B. für die Einwohner Kassels, die in Kasseler, Kasseleraner und Kasseläner sprachlich unterteilt werden, je nachdem, ob sie nur in der Stadt wohnen, dort geboren wurden oder Eltern haben, die bereits in Kassel geboren wurden. (Sprachlich als Wiener benannt zu werden ist eines, rechtlich das auch zu sein, war etwas anderes. Dazu später mehr).

„Migrationshintergrund“ war im Fin-de-Siècle-Wien kein Begriff, obwohl sicherlich sehr viele Wiener von den kulturellen Prägungen der zugewanderten Eltern profitiert haben. Dass es diesen Begriff oder ähnliche nicht gegeben hat, liegt vermutlich darin begründet, dass ein Leben mit – zwischen – Kulturen und Welten weder als Defizit noch als schizophren von den Menschen abseits der Universitäten(!) betrachtet wurde. Der pädagogische Zeitgeist vertrat allmählich die romantische Vorstellung, dass die individuelle Persönlichkeit von der Muttersprache komme – zwei Muttersprachen würden demnach eine instabile Persönlichkeit hervorbringen. Gesetzlichen Niederschlag erfuhren diese Gedanken dann mit dem Sprachenzwangsverbot in der Verfassung.³⁵ Wie es heute von der Urbansoziologie betont wird: „Gerade die Fähigkeit, zwischen oder in unterschiedlichen Welten denken und handeln und daraus neue Ideen entwickeln zu können, macht die besondere Kompetenz in der weltoffenen Stadt, genauer gesagt: ihrer Bewohnerinnen, aus.“³⁶ Ein Satz, welcher auch in Moritz Csákys Buch über die urbanen Milieus in Zentraleuropa hätte stehen können. Die postmigrantische Deutung der Dinge verlangt nämlich auch einen dynamischen Kulturbegriff, wie darin propagiert.³⁷

Nun mehr zu den konkreten Forderungen einer postmigrantischen Wissenschaft. Regina Römhild spricht von einem „kontinuierlichen Ent-Innern“ der Konvivialität der Geschichtswissenschaft, welches es zu aufheben gehört.³⁸ Selbst im berühmt-berüchtigten nationalerstrittenen Prag herrschte, trotz der von Hans Kohn postulierten, „freiwilligen Segregation“ der Prager, reger alltäglicher Kontakt. Die Prager waren nicht

³⁴ Jeremy King, *Budweisers into Czechs and Germans. A Local History of Bohemian Politics, 1848-1918* (Princeton 2002)

³⁵ Tara Zahra, *Kidnapped Souls: National Indifference and the Battle for Children in the Bohemian Lands 1900-1948* (Cornell 2008), s. 23ff

³⁶ Erol Yildiz, : *Postmigrantische Migrationsforschung*. In: Lena Karasz (Hg.): *Migration und die Macht der Forschung: Kritische Wissenschaft in der Migrationsgesellschaft* (Wien 2017) s. 11-22, s. 18-19

³⁷ Moritz Csáky, *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa* (Wien/Köln/Weimar 2010), s. 99ff

³⁸ Regina Römhild, *Konvivialität – Momente von Post-Otherness*. In: Marc Hill, Erol Yildiz (Hg.) *Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen* (Bielefeld 2018) s. 63-71, s. 64-65

bereit, Geschäfte zu verlieren – oder schlechte zu machen – um die in manchen Köpfen herrschenden nationalen Fantasien von Segregation zu befriedigen. „Convenience and practical economic considerations generally weighed more heavily than ethnic loyalties in determining business relations in Prague at the end of the century“ schreibt Gary Cohen.³⁹ Dennoch ist eher von dem Prag von Egon Erwin Kisch geschrieben und geredet worden, wo es über den Deutschen Prager Bürger heißt: „Niemals zündete er sich mit einem Streichholz des Tschechischen Schulengründungs-Vereins seine Zigarre an, ebensowenig ein Tscheche die seinige mit einem Streichholz aus einem Schächtelchen des Deutschen Schulvereins.“⁴⁰ Vorher angesprochene *convenience* der Mehrheit stand dem Eifer des Nationalitätenkampfes einer kleinen Minderheit gegenüber – wenn auch einer machtvollen; schließlich war der Nationalitätenkampf praktisch ein Sport der Akademiker, was sich natürlich in den Quellen bemerkbar macht, produzierte doch diese Schicht das meiste was uns schriftlich überliefert ist. Öffentliche Meinung und veröffentlichte Meinung dürfen hier nicht gleichgestellt werden. Und noch dazu, zum Nichtglauben braucht man bekanntlich keinen Verein. Wer sich zwischen zwei Vereinen nicht entscheiden muss, gründet in der Regel auch keinen neuen. Diese Fokussierung der früheren „chattering classes“ wird sich in dieser Arbeit auch quellentekhnisch niederschlagen, denn viele, für den Alltag interessante Fakten sind eher in Büchern erhalten, die früher als nicht-zitierwürdig gegolten hätten.

Die postmigrantische Aufgabe ist im Said'schen Sinne daher auch oft kontrapunktisch zu lesen, d.h. gegen den Strich, mit dem Blick auf die Widersprüche, Ambivalenzen, Übergänge und widerständigen Praktiken.⁴¹ Sylvia Hahn fordert für eine Migrationsgeschichte in unserer Zeit, dass die ethnischen Kategorien von gestern in den Hintergrund treten müssen und vermehrt auf Familien, soziale Gruppen, Berufsverbänden und Einzelindividuen fokussiert werden soll.⁴² Individuelle biographische Beispiele zu präsentieren, statt quantitative Tabellen, würde auch die Bedeutung von Mobilitätserfahrungen in Alltagspraktiken und Lebensentwürfen in den Vordergrund rücken.⁴³ Die Künstlerin Morgan O'Hara hat Zeichnungen kreiert, die uns auf die Mobilität als Lebensentwurf hinweisen wollen und auf die daraus entstandenen Kompetenzen. Diese Zeichnungen nennt sie „Bewegungsprotokolle“. „Verzeichnet werden diejenigen

³⁹ Gary B. Cohen, *The Politics of Ethnic Survival: Germans in Prague 1861-1914* (Princeton 1981), s. 126

⁴⁰ Egon Erwin Kisch, *Marktplatz der Sensationen* (Mexiko-Stadt 1942), s. 86

⁴¹ Erol Yildiz, *Postmigrantische Perspektiven auf Migration, Stadt und Urbanität*. In: *Migration, Stadt, Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten* (Wiesbaden 2017) s. 19-33, s. 19-20

⁴² Sylvia Hahn, *Schreiben über Migration gestern, heute, morgen*. In: Lena Karasz (Hg.), *Migration und die Macht der Forschung. Kritische Wissenschaft in der Migrationsgesellschaft*, (Wien 2017), s. 23-39., s. 25

⁴³ Erol Yildiz, *Vom methodologischen Nationalismus zu postmigrantischen Visionen*. In: Marc Hill, Erol Yildiz (Hg.) *Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen* (Bielefeld 2018) s. 43-61, s. 54

Wege, die die Personen während ihres bisherigen Lebens zurückgelegt haben. Zur Erstellung dieser Porträts legt O'Hara dasselbe Blatt Papier nacheinander auf Welt-, Land- und Stadtkarten und zeichnet die jeweiligen zurückgelegten Strecken nach. Das so entstandene Geflecht aus Linien lässt individuelle Weltkarten entstehen, inklusive der eigenen Grenzen. Sichtbar werden dabei Bewegungsspuren, die alle gleichwertig sind – unabhängig davon, ob es sich um Weltreisen, Wohnortwechsel, Pendelwege, Flucht oder Auswanderung handelt.⁴⁴ In Anlehnung hieran kann durch das Aufzeigen von Migrationsprozessen in *jeder* Biografie auf die Normalität der Migration und die wesentliche Rolle der Migration im alltäglichen Leben visualisiert werden.⁴⁵ Wegen des stark fluktuierenden Charakters des Migrationsverhaltens in der Habsburgermonarchie ist Verweildauer als Kriterium für Migration nicht unbedingt schlüssig. Auch kurzzeitige Aufenthalte können tiefe Spuren im Leben hinterlassen.

Wenn auch die Soziologie einen Vorsprung hat, wenn es um innovative neue Sichtweisen auf die Migrationsgesellschaft ankommt, ist allerdings oft eine historische Kurzsichtigkeit zu erkennen. So werden die Gastarbeiter der 1960er und 1970er Jahre zu eigentlichen „Pionieren einer Transnationalisierung im konkreten Sinn, indem sie unter unsicheren Lebensbedingungen gezwungen waren, neue Wege bzw. Umwege zu finden, sich vor Ort zu positionieren“, erklärt. Und ferner heißt es über sie: „Im Laufe der Zeit entwickelten sie transnationale Verbindungen und Strategien, erwarben transkulturelle Kompetenzen und akkumulierten ein Mobilitätswissen – Ressourcen, die situativ für ihre gesellschaftlichen Verortungsprozesse genutzt wurden.“⁴⁶ Hier werden wichtige Kompetenzen und Erfahrungen erkannt, nur leider stimmt die Datierung des Anfangs nicht. Denn die angeführten Erfahrungen und Kompetenzen der Gastarbeiter sind durchaus zu vergleichen mit Migranten früherer Epochen (vielleicht sogar sämtlicher Epochen). Die hier behandelte Epoche des *Fin de Siècle* ist insofern eher revolutionierend als es die 1960er und 1970er Jahre waren, da die beschriebenen Erfahrungen als Normalität gelten konnten und nicht als Ausnahmen. Grund für diese Fehleinschätzung ist zweifelsohne die relative Sesshaftigkeit der Nachkriegszeit, wo der Sozialstaat bzw. Wohlfahrtsstaat mit Kontrollen des Arbeitsmarktes Sesshaftigkeit erfolgreich förderte und etablierte. Die Gastarbeiter waren dann die ersten, die diese historische Ausnahme durchbrachen. Pioniere waren sie jedoch nicht.

⁴⁴ Erol Yildiz, Zur sozialen Grammatik der Vielfalt in der globalisierten Stadtgesellschaft. In: Wolf-Dietrich Bukow et al. (Hg.) *Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft* (Wiesbaden 2011) s. 135-147, s. 137

⁴⁵ Anita Rotter, Frauke Schacht, *Bewegte Biografien in der postmigrantischen Gesellschaft*. In: Marc Hill, Erol Yildiz (Hg.) *Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen* (Bielefeld 2018) s. 147-159, s. 149-150

⁴⁶ Erol Yildiz, *Postmigrantische Perspektiven. Aufbruch in eine neue Geschichtlichkeit*. In: Erol Yildiz, Marc Hill (Hg.) *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft* (Bielefeld 2014), s. 19-48, s. 22

Die Historikerzunft dagegen hat leider nicht die soziologischen Erkenntnisse in ihre Arbeiten integriert; wenn doch, dann nur Zeithistoriker, die den Pionierstatus der Gastarbeiter nicht in Frage stellen oder überhaupt eher an kollektivem Gedächtnis oder Geschichtspolitik interessiert sind. Als Beispiel plädiert Dirk Rupnow – eigentlich ganz im Sinne dieser Arbeit – für eine Normalisierung des Phänomens „Migration“; dafür, dass die Gesellschaft als migrantisch analysiert werden sollte – und Migration nicht nur als ein Thema, welches sich mit Migranten beschäftigt, sondern in gleichem Maß auch mit den „natives“. Erreicht werden sollte, so Rupnow, „an inclusive history of present-day Austria.“⁴⁷ Eine inklusive Geschichte von Altösterreich (und Alt-Wien) müsste jedoch genauso ins Visier der Historiker rücken.

Die Reduktion der Wiener Bevölkerung zu Mitgliedern verschiedener Vereine, Nationalitäten, Sozialgruppen etc., wie historische Darstellungen es genügend getan haben, wird nicht den einzelnen Menschen gerecht, die sehr wohl komplexere Leben geführt haben, die sich nicht unbedingt so klassifizieren und quantifizieren lassen. Das Zusammenleben und das „Dazwischensein“ verschwindet damit aus der Erzählung, wenn diese Kästchen als Schema der Geschichtsschreibung bedient werden. Eine der wohl wichtigsten Aufgaben des Faches Geschichte besteht darin, Menschen eine Geschichte zu geben und vorher ausgegrenzte Perspektiven zu erhellen. Rupert Klieber hat sich für seine Habilitationsschrift zu den religiösen Lebenswelten in der Habsburgermonarchie drei Aufgaben gestellt – welche er allerdings dann nicht erfüllt, die aber dennoch sehr lobenswert sind. Erstens: Eine illustrierende Aufgabe als „Anwalt des Konkreten“. Zweitens: Eine korrigierende Aufgabe als „Anwalt von Vielfalt und Fremdheit“ Und drittens: Eine emanzipatorische Aufgabe als „Anwalt der kleinen Leute“.⁴⁸ Die Erledigung dieser Aufgaben wird in dieser Arbeit angestrebt. Außer im dritten Punkt sind diese Aufgaben in der Geschichtswissenschaft bislang eher vernachlässigt worden. In der Migrationsforschung, wie sonst wo auch, werden Migranten hauptsächlich in den untersten Schichten gesucht und daher auch dort gefunden – *tired, poor, huddled masses*. Interessant ist hierbei Roman Sandgrubers Erkenntnis zu erwähnen, dass 1910, wo 51,2% der Wiener Bevölkerung nicht in Wien geboren war, ganze 63,6% der Millionäre in Wien von außen kamen. Mobilität charakterisierte geradezu die Superreichen, so Sandgruber, sie waren dazu gezwungen, waren die Quellen des Reichtums doch meistens in der Provinz situiert. Wien als Lebensmittelpunkt war allerdings schick, musste aber oft erst schrittweise angenähert werden bis dann endlich die Haupt- und Residenzstadt Hauptwohnsitz der Millionäre werden konnte.⁴⁹

⁴⁷ Dirk Rupnow, Essential but Invisible: Migration as Part of Urban and General History. In: Christina Antenhofer et al. (Hg.) Cities as multiple landscapes : Investigating the Sister Cities Innsbruck and New Orleans (Frankfurt/New York 2016), s. 441-458, s. 450-451

⁴⁸ Rupert Klieber, Jüdische, christliche, muslimische Lebenswelten der Donaumonarchie 1848-1918 (Wien 2010), s. 15-17

⁴⁹ Roman Sandgruber, Traumzeit für Millionäre. Die 929 reichsten Wienerinnen und Wiener im Jahr 1910 (Wien 2013), s. 168-170

Mit einer auf den ersten Blick so zeitgebundenen Thematik und Wortwahl knüpft diese Arbeit auch an einer bewährten Tradition an: die Habsburgermonarchie – oder Zentraleuropa – als Laboratorium für relevante Themen der Gegenwart anzuwenden. „Kann die ehemalige von Differenzen und Heterogenitäten geprägte politische Kohabitation der Habsburgermonarchie in der Tat als ein „Laboratorium“ aufgefasst werden, in dem in einem regional begrenzten, zentraleuropäischen Kontext bereits in der Vergangenheit Prozesse nachweisbar sind, die heute von globaler Relevanz geworden sind?“⁵⁰ – So fragten sich die Herausgeber von *Habsburg postcolonial* und diese Fragestellung gilt auch für diese postmigrantische Arbeit. Die Migranten, die nach Wien kamen, waren, wie schon gezeigt und noch gezeigt wird, in hohem Maße von dem, was man heute als „immigrant optimism“ tituliert, geprägt. Musil beschreibt sein Kakanien als untergegangen und unverstanden, als ein „Staat, der in so vielem ohne Anerkennung vorbildlich gewesen ist“.⁵¹ Diesen optimistischen Zustand für Pluralität zu erzeugen, könnte eine jener vorbildlichen Leistungen sein.

Nicht alles, was unten beschrieben wird, lässt sich auf das postmigrantische zurückführen. Es ist nicht das Anliegen dieser Arbeit, die postmigrantischen Zusammenhänge einer Deutungshoheit für die Geschichte(n) der Wiener Bevölkerung zu etablieren; es sollte vielmehr durch diese neue Dimension neue Perspektiven auf die Vergangenheit aufgezeigt werden, die in gängigen Arbeiten übergangen wurden. Die Trennung der einzelnen Kapitel ist durchlässig, um Wiederholungen zu vermeiden und um die Argumentation dieser Arbeit besser nachvollziehbar machen zu können. Den postmigrantischen Aspekt in die Geschichtswissenschaft einzubeziehen und daraus Erkenntnisse zu gewinnen wird dabei angestrebt.

3.2 Kurze Skizze der Migrationsgeschichte Wiens

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?“ heißt es bei Schiller in seinem Gedicht *Die Kraniche des Ibykus*.⁵² In der Monarchie zählte man sehr wohl seine Völker. Ab 1880 dadurch, dass man nach deren „Umgangssprachen“ fragte. Dem herrschenden Zeitgeist zufolge war der Sprachgebrauch ausschlaggebend für Zugehörigkeitsgefühle eines Menschen. Die „Überbetonung der Sprache als nationales Unterscheidungsmerkmal“, wie Emil Brix diese Praxis benennt, etablierte sich spätestens hier in der Bürokratie der Donaumonarchie.⁵³ Es gibt ja gar die These, dass die Monarchie an diesem Formular schlussendlich zerbrach.

⁵⁰ Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch, Moritz Csáky (Hg.), *Habsburg postcolonial: Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis* (Innsbruck/Wien 2003), S. 10

⁵¹ Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften* (1937 Berlin), S. 33

⁵² Friedrich Schiller, *Die Kraniche des Ibykus* (Tübingen 1798)

⁵³ Emil Brix, *Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation. Die Sprachenstatistik in den zisleithanischen Volkszählungen 1880 bis 1910* (Wien/Köln/Graz 1982), S. 14

Bei der folgenden Skizzierung der Wiener Migrationsgeschichte soll es nicht so sehr darum gehen aufzuzählen und Namen zu nennen, wo die meisten Wiener Zuwanderer herkamen, sondern darum, welchen Kontakten die Wiener Bevölkerung im Laufe der Zeit ausgesetzt gewesen ist, damit die Vertrautheit mit der großen Welt im oben erwähnten Zweig'schen Sinne zustande kommen konnte. Die Wiener Bevölkerung war nämlich keineswegs eine von der Herkunft her homogene Gesellschaft bis zur Industrialisierung. Schon in der Politik der Babenberger (wie später auch in der der Habsburger; beide selbst keine heimischen Geschlechter wohlgemerkt) lässt sich eine Bereitschaft zur Aufgeschlossenheit dem Fremden gegenüber erkennen. Aus dieser Tradition des Herrscherhauses sei, so Gustav Otruba, ein Wesenszug des Wieners entstanden: ein Wille zur Übernahme von Fremden und Fremdem. Auch die Grenzlandstellung habe die Notwendigkeit guter Nachbarschaft bei den Einwohnern hervorgebracht.⁵⁴ Bei dieser historischen Skizze sollen die migrationsgeschichtlichen Voraussetzungen für diesen Wesenszug des Wieners erkennbar gemacht werden: Dass Wien quasi eine postmigrantische DNA seit alters her besitzt.

1365 kam mit der Gründung der Wiener Universität eine Institution von kultureller und bevölkerungspolitischer Wichtigkeit hinzu. Die bedeutendsten Männer der Universität waren allesamt von außen geholt worden, und die Hörschaft bestand nur aus 1,8% in Wien Geborener.⁵⁵ Später sah dann das barocke Wien wie spanisch-italienische Jesuiten und ebenso adelige Familien nach Wien geholt wurden. Niederländische Ärzte gründeten die berühmte Wiener medizinische Schule. Ausländische Finanziere stellten das Geld für den Hof zur Verfügung. Am Hof war dann der „hochfürstliche Mohr“ Angelo Soliman ein gern gesehener Gast - und in der Stadt ein Promi. Neben dem berühmten Soliman hat es auch weitere Afrikaner in Wien gegeben, meistens als Statussymbole adeliger Familien. Der erste gesicherte Beleg für Afrikaner in Wien stammt aus dem Jahr 1552 vom Einzug des Erzherzogs Maximilian, wo der Elefant Soliman durch das Kärntnertor „von einem auf seinem Hals sitzenden Neger mittels eines dünnen Stäbchens gelenkt“ wurde. Dieses „interkulturelle Erlebnis“ hat sich im kollektiven Gedächtnis der Stadt erhalten und ist daher erwähnenswert.⁵⁶

Nicht nur in den oberen Sphären der Gesellschaft waren die Verhältnisse bunt. Berufsgruppen wurden unverhältnismäßig oft von einzelnen Herkunftsgruppen bestritten,

⁵⁴ Gustav Otruba, Wiens Bevölkerung. Nationale Herkunft und soziale Entwicklung. In: Der Donauraum, Bd. 13 (Wien 1968) s. 12-42, s. 15

⁵⁵ Gustav Otruba, Wiens Bevölkerung. Nationale Herkunft und soziale Entwicklung. In: Der Donauraum, Bd. 13 (Wien 1968) s. 12-42, s. 16-17

⁵⁶ Ferdinand Oppl, „Etwas bisher noch nie Geschautes“. Zu Leben, Tod und Nachleben des ersten Wiener Elefanten. In: Dagmar Schratter, Helmut Pechlaner, Gerhard Heindl (Hg.) Tiere unterwegs. Historisches und aktuelles über Tiererwerb und Tiertransport (Wien 2007), s. 65-93.; Zu den ersten Afrikanern in Wien vgl. Walter Sauer, Auf der Suche nach dem afrikanischen Wien. In Walter Sauer (Hg.) Das afrikanische Wien (Wien 2006), s. 10-41, s. 31ff

die ihre Netzwerke für Generationen nutzen konnten um Nachwuchs zu holen.⁵⁷ Die Handwerker und andere ärmere Schichten der Stadt kamen hauptsächlich aus Bayern nach Wien.⁵⁸ Der Bibliothekar Johann Pezzl (1756-1823) stammte auch aus Bayern, gehörte zu der klassischen Migrationsgruppe der Gelehrten. Er hinterließ mehrere Schriften zu Land und Leuten seiner neuen Heimat. Er bemerkte die sprachliche Vielfalt und konstatierte daraus, dass „keine Familie ihre einheimische Abstammung mehr bis in die dritte Generation hinaufführen kann“. Alle Kulturen der Monarchie seien in Wien vertreten, so Pezzl, weil alle Provinzen „einige ihrer Söhne in Wien haben“. Pezzl gibt an, dass in der Monarchie „Deutsch, Lateinisch, Französisch, Italienisch, Ungarisch, Böhmisches, Polnisch, Flämisches, Neugriechisch, Türkisch, Illyrisch, Kroatisch, Windisch, Walachisch und endlich die Zigeunersprache“ gesprochen wird.⁵⁹ Ein feiner Zug dieser Auflistung Pezzls ist es, die „tote Sprache“ Lateinisch mitzuzählen, da diese ja weiterhin unter Gelehrten und als Liturgiesprache eine wichtige Rolle spielte und auch dass er mit „Illyrisch, Kroatisch, Windisch“ die Vielfalt der Südslawischen Dialekte in der Aufzählung würdigt – was er allerdings bei den anderen Sprachen bedauerlicher Weise versäumt. Ebenso wäre wohl Hebräisch, Altgriechisch und Altkirchenslawisch auch in einer solchen Reihe erwähnenswert gewesen, da diese Sprachen von Gläubigen und Gelehrten gepflegt wurden und damit auch die Kultur weiterhin geprägt haben.

Die erwähnte Bereitschaft zur Aufgeschlossenheit dem Fremden gegenüber bzw. die in Wien länger anwesende „Willkommenskultur“ verblasst natürlich um einiges, wenn man die Geschichte der Wiener Juden in Betracht zieht, wo die Erwähnung der Eckdaten 1420 und 1670 nicht ausreicht, um die Diskriminierung zu beschreiben. Allerdings haben immer wieder Juden auch Sicherheit in Wien vor Verfolgung gefunden. Im Mittelalter haben mehrere landesweite Judenverfolgungen keinen Zuspruch in Wien gefunden.⁶⁰

„Der Prächtige“ Sultan Süleyman hatte bei der ersten Belagerung Wiens die Stadt erblicken können und spätestens seitdem wussten die Wiener auch von ihm und seinen Janitscharen Bescheid (und deren Musik, *alla Turca*). Es war der offizielle osmanische Standpunkt, dass „alles Land, auf dem der Blick des Padischah ruht und das der Fuß seines Pferdes gestampft hat, sein eigen sei“, ⁶¹ daher währte die gezwungene

⁵⁷ Besonders zu sehen im Rauchfangkehrergewerbe, das für Generationen in italienischen Händen war. Vgl. Michaela *Thalhammer*, Italienische Rauchfangkehrer in Wien im 18. und 19. Jahrhundert, Univ. Dipl. Arb. (Wien 2008)

⁵⁸ Gustav *Otruba*, Wiens Bevölkerung. Nationale Herkunft und soziale Entwicklung. In: Der Donauraum, Bd. 13 (Wien 1968) s. 12-42, s. 17-19

⁵⁹ Moritz *Csáky*, Das Gedächtnis Zentraleuropas: Kulturelle und literarische Projektionen auf eine Region (Wien/Köln/Weimar 2019), s. 206

⁶⁰ Eleonore *Lappin*, Juden in Wien. In: Peter *Eppel* (Hg.) Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien [217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19. September bis 29. Dezember 1996] (Wien 1996), s. 57-69, s. 57-58

⁶¹ Hanne *Egghardt*, Türken in Wien. In: Peter *Eppel* (Hg.) Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien [217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19. September bis 29. Dezember 1996] (Wien 1996), s. 114-121

Beschäftigung Wiens mit dem Osmanischen Reich auch lange, blieb es doch nicht bei einem Versuch der Osmanen die Stadt einzunehmen. Untertanen des Sultans sollten später zu Friedenszeiten in Wien heimisch werden; diesen wurden dann allerdings viel mehr Wertschätzung entgegengebracht als das schon anwesende orientalische Element – den Juden. Diese Osmanen waren meist Griechen (wozu alle balkanorthodoxen Völker gezählt wurden), die sich nach den Friedensverträgen von Karlowitz und Passarowitz in Wien niederließen. Meist handelte es sich hierbei um Händler, die es zum Teil zu erheblichem Wohlstand brachten und daher im Stadtbild auch Spuren hinterlassen konnten.⁶² 1862, wo das griechische Element eher architektonisch als kulturell noch spürbar war, im „Griechenviertel“, bekam dann Wien auch eine Griechengasse. In Favoriten gab es die volkstümliche Bezeichnung „Kreta“, „Kretainsele“ oder „Auf der Kreta“ für die Gebiete südlich der Absberggasse, wo es angeblich besonders rau zugegangen sein soll. Da es auf der Ägäisinsel 1866-1869 einen Aufstand gab, schien eine solche Bezeichnung für jenes Gebiet Favoritens den Wienern passend. Mit Griechen hatte das Viertel an sich allerdings nichts zu tun.⁶³ Für weitere *connections* mit Griechenland sorgte Kaiserin Elisabeth. Sie hielt sich einen griechischen Vorleser, von dem sie sich so sehr begeistern ließ, dass sie den Bau des berühmten Palastes Achilleion auf Korfu anordnete.⁶⁴

Eine weitere Straße in Wien, die den Wienern an historische Kontakte mit dem Orient erinnern sollte, ist die Marokkanergasse im heutigen dritten Bezirk. 1783 schloss Österreich Handels-, Friedens- und Freundschaftsverträge mit Marokko ab, was bei der Bevölkerung eine Marokkofaszination auslöste – so trugen z.B. viele Gasthäuser Namen, die an dieses diplomatische Ereignis erinnerten, wo der Pascha von Tanger Wien einen Besuch abstattete. Vor der Eingemeindung der Vorstädte 1850 hieß die heutige parallel zur Praterstraße verlaufende Afrikanergasse ebenso Marokkanergasse, diese wurde dann entsprechend umbenannt, um Verwechslungen zu vermeiden.⁶⁵ Man sieht im marokkanischen Beispiel sehr schön, dass es keiner dauerhaften Aufenthalte bedurfte, um kulturelle Spuren zu hinterlassen. Die Neophilie des städtischen Lebens ist in diesem Beispiel sichtbar.

Anders als die Griechen bündelten sich in Wien die größeren Gruppen an Zugereisten gewöhnlich nicht in Vierteln. Ein „Little Italy“ o.ä. ist nie in Wien entstanden, am nächsten kommt wohl die „Mazzeseinsel“ mit der jüdischen Einwohnerschaft. Allerdings war die jüdische Bevölkerung auch im heutigen 2. und 20. Bezirk immer in der Minderheit.

⁶² Vgl. Die Webseite der Universität Wien zu dem Thema, wo sich auch ein ausführliches Literaturverzeichnis befindet: <https://wienergriechen.univie.ac.at/die-wiener-griechen/> (24.05.2019)

⁶³ Klemens Dorn, Favoriten : ein Heimatbuch des 10. Wiener Gemeindebezirkes (Wien 1928), s. 49

⁶⁴ Gustav Otruba, Wiens Bevölkerung. Nationale Herkunft und soziale Entwicklung. In: Der Donaauraum, Bd. 13 (Wien 1968) s. 12-42, s. 32

⁶⁵ <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Marokkanergasse>

Gewisse Armenviertel wiesen eher kleinräumige ethnische Konzentrationen auf Häuserblock- oder Hausebene vor.⁶⁶ So der „Ratzenstadel“ in Mariahilf, wo serbische Gemüsehändler lebten, sowie das migrierende „Krowotendörfel“ – erst am Spittelberg gelegen, später am Alsergrund – ab 1849 dann in der Gudrunstraße in Favoriten, so dass diese Straße zum Teil den Namen Kroatenstraße führte. Als „Krowoten“ wurden allerdings eher ohne weltmännisches Feingefühl gleichermaßen Slowaken und Kroaten bezeichnet.⁶⁷

Floridsdorf (erst 1904 nach Wien eingemeindet) galt als bevorzugtes Gebiet der Roma und Sinti. Hier fanden sie große Grünflächen, gut geeignet für den Pferdehandel – ein Beruf, der quasi ein Prärogativ der Roma war. Hier genossen sie bis zu der Zeit des Nationalsozialismus ein ungestörtes Leben und ein gewisses Ansehen wegen ihres Know-hows in bestimmten Berufen. In Floridsdorf nannte man die Roma sogar liebevoll „Romanti“⁶⁸ – und das ist bemerkenswert lange bevor sich die allgemeine Ausbreitung dieser Selbstbezeichnung vollzog.

Diesen kleinen Beispielen zum Trotz ist es belegt, dass es keine wirkliche räumliche ethnische Segregation in Wien gegeben hat. In älteren Darstellungen ist schon von „besonderen Vierteln“, wo allslawische Gemeinschaftsgefühle geherrscht haben, die Rede.⁶⁹ Dass es solche Viertel gab, war auch unter Zeitgenossen eine eher irrtümliche Auffassung. Besonders Wien-Favoriten galt in der Wahrnehmung als böhmisch, was an der sozialen Struktur des Bezirkes lag. Favoriten war nämlich eindeutig ein Arbeiterbezirk, eine Sozialgruppe, wo die Tschechen verhältnismäßig überrepräsentiert waren. Laut der amtlichen Statistik waren in den Jahren 1880, 1890, 1900 und 1910 allerdings dennoch nur zwischen 15,1% und 20% der Favoritener Bevölkerung tschechische Muttersprachler, die Verteilung der Tschechen in Wien deutet aber nicht auf eine Segregation hin.⁷⁰ Nicht nur für ethnische Siedlungsmuster hatte die Bevölkerung Vorstellungen, die nicht unbedingt belegbar sind, auch für berufsspezifische Niederlassungsmuster. Die *ärarische*

⁶⁶ Gero Fischer, Serben in Wien. In: Peter Eppel (Hg.) Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien [217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19. September bis 29. Dezember 1996] (Wien 1996), s. 84-87, s. 85

⁶⁷ Josip Sersic, Kroaten in Wien. In: Peter Eppel (Hg.) Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien [217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19. September bis 29. Dezember 1996] (Wien 1996), s. 70-73, s. 70

⁶⁸ Willi S. Horvath, Der Romano Than Floridsdorf. In: Andrea Härle (Hg.), Romane Thana: Orte der Roma und Sinti ; eine Kooperation von Wien Museum, Landesmuseum Burgenland, Initiative Minderheiten, Romano Centro ; [Wien Museum Karlsplatz, 12. Februar bis 17. Mai 2015 ; Landesmuseum Burgenland / Landesgalerie Projektraum, 14. April bis 11. November 2016] (Wien 2015), s. 124-134, s. 126

⁶⁹ Monika Glettler, Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt (München/Wien/Oldenburg 1972), s. 59

⁷⁰ Monika Glettler, Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt (München/Wien/Oldenburg 1972), s. 54-72

Gesellschaft Wiens versammelte sich, so die allgemeine Überzeugung, bevorzugt in der Josefstadt, warum dieser Teil der Stadt scherzhaft *Aerariopolis* genannt wurde.⁷¹

Der phantasievolle – und wohlgemeinte, ganz dem Zeitgeist der *chattering classes* entsprechende Plan, Wien tatsächlich in Nationalitätenvierteln einzuteilen, um den Nationalitäten der Monarchie eine richtige „Heimat“ in der Stadt zu geben, wurde von der *Ostdeutschen Post* 1858 vorgelegt,⁷² – rezipiert wurde diese Idee wohl eher nicht und galt bloß als Stoff zur Heiterkeit unter der Wiener Bevölkerung.⁷³

Darüber hinaus ist es auch wichtig nicht zu vergessen, dass diejenigen, die in Wien wohnten, nur selten für längere Zeit an derselben Adresse wohnen blieben. Der hier behandelte Zeitraum ist gleichzeitig die Zeit der großen Wohnungsnot in Wien. Täglich konnte in den sozialdemokratischen Zeitungen von delogierten Familien auf der Straße gelesen werden.⁷⁴ Gerichtliche Delogierungen waren besonders häufig in Wien. Im Zeitraum zwischen 1890 bis 1914 waren es zwischen 100.000 und 150.000 pro Jahr. Innerhalb eines Jahres zog im Durchschnitt etwa jeder Dritte Wiener um (freiwillig oder unfreiwillig) und über einen Zeitraum von 10 Jahren wohnten nur 13% am selben Ort.⁷⁵ Daher ist auch der Bettgeher ein Phänomen geworden; Asyle, Massenquartiere und Obdachlosenheime waren in Wien so prunkvoll, dass auch am Donaukanal, an der Donau und sogar unterirdisch viele Menschen die Nächte verbringen mussten.⁷⁶ Von den 80.000 Bettgehern in Wien im Jahre 1910 waren viermal so viele Tschechen wie Deutsche.⁷⁷ Dass es der Wunsch dieser Menschen in Wien zu bleiben und nicht zur Heimat(gemeinde) zurück zu kehren war, zeugt davon, wie schlecht die Verhältnisse auch am Land waren. Das Heimatrecht machte es ab 1863 für Wien leicht, Menschen in deren Herkunftsgemeinden abzuschieben, würden sie der Stadt zu Last fallen. Das Heimatrecht war 1849 eingeführt worden und ignorierte völlig die angesprochenen migrantischen Lebenswirklichkeiten und trug wesentlich zur Etablierung des Differenzdenkens in der Monarchie bei.

⁷¹ Tamara Scheer, *Von Friedensfuriern und dalmatinischen Küstenreh: Vergessene Wörter aus der Habsburgermonarchie* (Wien 2019), s. 32

⁷² Michael John, *Mosaik, Schmelztiegel, Weltstadt Wien? Migration und multikulturelle Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. In: Peter Eppel (Hg.) *Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien* [217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19. September bis 29. Dezember 1996] (Wien 1996), s. 137-144, s. 137

⁷³ Monika Glettler, *Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt* (München/Wien/Oldenburg 1972), s. 59

⁷⁴ Brigitte Hamann, *Hitlers Wien* (München 1996), s. 202-203

⁷⁵ Annemarie Steidl, *Ein attraktiver Anziehungspunkt für Zuwanderer aus ganz Europa. Wandlungsmuster nach Wien, 1740-2010*, in: *Sozialgeschichte Wiens 1740-2010* (Innsbruck/Wien/Bozen 2015), s. 375-434, 383

⁷⁶ Hannes Leidinger, *Der Untergang der Habsburgermonarchie* (Innsbruck/Wien 2017), s. 88

⁷⁷ Brigitte Hamann, *Hitlers Wien* (München 1996), s. 204

Hannelore Burger hat in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam gemacht, dass schon der Reisepass wesentlich zur Schaffung der Distinktion von Eigenem und Fremden ab dem späten 18. Jahrhundert mitgeholfen hat.⁷⁸ Schon ab Mitte des 15. Jahrhunderts bemühte man sich, Kontrolle über „Fremde“ zu erwerben. Meldungen mit „Zettel“ gibt es seit dem Ende des 16. Jahrhunderts. Der Meldezettel im heutigen Sinne geht auf die Meldeordnung von 1849 zurück.⁷⁹ Das Heimatrecht verschärfte diesen rechtlichen Differenzierungsprozess dann. Tara Zahra beschreibt das Heimatrecht der Monarchie, wie folgt: „An individual's *Heimatrecht* determined where he or she was entitled to receive alms. Without *Heimatrecht*, one was legally a foreigner and could be deported in the case of destitution. In the early nineteenth century, it was generally possible to acquire *Heimatrecht* in a community by residing there continuously for ten years, but in 1863 a new law eliminated that possibility. Now someone could become a legal resident only through birth or marriage, or through an application to the community in question. Localities were rarely eager to embrace economically or socially marginal newcomers, particularly in rapidly expanding cities, where massive numbers of workers arrived each year in search of employment. The institution of *Heimatrecht* enabled these cities to pass along the costs of industrialization and urbanization, since they were entitled to deport indigent migrants to their hometowns. Paupers in Budapest who lacked *Heimatrecht* were summarily expelled with a single serving of soup; if the journey home was longer than twelve hours, they received two slices of bread. Obtaining *Heimatrecht* in Budapest required high contributions to local taxes, and was nearly impossible for ordinary workers. By 1900, only 38 percent of residents in Vienna and 20 percent in Prague had legal residence rights in those cities. The *Heimatrecht* law was not reformed in Hungary until 1886, and in Austria not until 1901. One objection raised by those opposed to reforming the law was that cities would be inundated with „Gypsies“ and Jews if requirements for the *Heimatrecht* were liberalized.“⁸⁰

Die „Germanisierung Wiens“, wie sie unter Lueger stattgefunden haben soll und seine Ergänzung zum Bürgereid, wo nun jeder dem Deutschen Charakter Wiens verpflichtet wurde, sollen hier nicht behandelt werden, da dies nicht mit der Aufgabe als „Anwalt des Konkreten“ vereinbar ist.⁸¹ Luegers Person wird aus anderen Gründen in diesem Zusammenhang interessant. Seine verbale Radikalität mündete in Hetzreden gegen die

⁷⁸ Hannelore Burger, PersonSein. Paß und „Identität“ in der österreichischen Monarchie. In: Wolfgang Müller-Funk, Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie (Tübingen 2002), s. 63-73, s. 73

⁷⁹ Michaela Laichmann, Die historischen Meldeunterlagen im Wiener Stadt- und Landesarchiv. In: Sylvia Mattl-Wurm und Alfred Pfoser (Hg.) Die Vermessung Wiens. Lehmanns Adressbücher 1859-1942 (Wien 2011), s. 216-227, s. 216

⁸⁰ Tara Zahra, „Condemned to Rootlessness and Unable to Budge“: Roma, Migration Panics, and Internment in the Habsburg Empire. In: American Historical Review Vol. 122 Issue 3 (Oxford 2017), s. 702-726, s. 713-716

⁸¹ Für die „Germanisierung“ Wiens unter Karl Lueger, vgl.: Brigitte Hamann, Hitlers Wien (München 1996), s. 428ff

„Ungläubigen“ und die „Fremden, die uns die Frauen, Wohnungen, Arbeit usw. abnehmen“.⁸² Lueger stilisierte sich selbst als „ein echter Wiener“, ein „Wiener vom Grund“.⁸³ Man erinnert sich dann an das oben genannte Pezzl-Zitat zur Herkunft der Wiener. Wie konnte eine Stadtbevölkerung sich so etwas anhören, fragt man sich. Auch wenn Lueger mit dieser Formel Erfolg hatte, darf nicht sofort auf eine fremdenfeindliche Atmosphäre im Alltag Wiens geschlossen werden. Wenn man die berühmten Worte Luegers „Wer a Jud is, bestimm il!“ mitdenkt, ist die Ernsthaftigkeit auch in Frage zu stellen.

Für Wien ist das Phänomen von „Wiener Typen“ so charakteristisch – diese „dienten der Wiener Publizistik dazu, die Vorstellung einer kleinstädtischen Gemeinschaft inmitten der Großstadt zu beschwören“, so Christian Rapp.⁸⁴ Auffällig ist, dass auch Migranten hier überaus gut repräsentiert sind und das auf liebevolle Weise (wenn auch folkloristisch).⁸⁵ Verwandt mit dem Phänomen der Typen ist auch das Wienerlied, wo spöttische Schilderungen von neuen Zuwanderern gar Leitsujet wurden – den alten Zugereisten wird sogar nachgetrauert, die neuen werden nicht geschätzt. *„Die Müller, die Huber, die Meier, die Schmid, die sein längst verschwunden aus unserer Mitt', Marchetti, Mestrozzi, die sterb'n alle aus, jetzt liest man auf jedem Haus den Kreutschek, den Tschischek, den Wlassak, ui jeh, beim aussprechen thut am die Zunge fast weh. Der Bossak, der Zwittak sein in Compagnie, und der Krepatschek wohnt a vis-à-vis. Trotzdem jedes Haus solche Aufschriften hat, heißt 's doch: Unser Wien ist a urdeutsche Stadt.“*⁸⁶ So heißt es in einem Lied aus dem Jahr 1889. Deutlich ist hier eine Modernisierungsentfremdung zu erkennen. *„Die Wiener sind heut ganz modern, das Alte wird verschmäht, da schüttelt mancher trüb den Kopf, weil er das nicht versteht. Französisch, Englisch, all's ist recht, wann 's nur vom Ausland kummt, man sieht und hört da Sachen oft, daß an' der Schädel brummt.“*⁸⁷ Hier ist im Inhalt klar zu erkennen, dass die eingenommene skeptische Position des Liederschreibers eine Minderheitenposition ist. Der Wiener ist *wann's nur vom Ausland kummt* begeistert. Oft werden solche Passagen in der Wissenschaft verwendet, um einen

⁸² Brigitte Hamann, *Hitlers Wien* (München 1996), s. 407

⁸³ *Ibid.*, s. 402

⁸⁴ Christian Rapp, Wiener Typen. Zu Erfindung und Karriere eines Soziotops. In: Wolfgang Kos und Christian Rapp *Alt-Wien : die Stadt, die niemals war* [Katalog zur 316. Sonderausstellung des Wien Museums, 25. November 2004 bis 28. März 2005, Wien 2005, s. 142-150], s. 142

⁸⁵ Wolfgang Kos, Einleitung. In: Wolfgang Kos, *Wiener Typen. Klischees und Wirklichkeit* Katalog zur 387. Sonderausstellung des Wien Museums, 25. April 2013 bis 6. Oktober 2013, Wien 2013], s. 18

⁸⁶ Eva Maria Hois und Ernst Weber „... doch die Zeiten sind dahin...!“. *Alt-Wien im Wienerlied*. In: Wolfgang Kos und Christian Rapp *Alt-Wien : die Stadt, die niemals war* [Katalog zur 316. Sonderausstellung des Wien Museums, 25. November 2004 bis 28. März 2005, Wien 2005, s. 134-141], s. 136-137

⁸⁷ Eva Maria Hois und Ernst Weber „... doch die Zeiten sind dahin...!“. *Alt-Wien im Wienerlied*. In: Wolfgang Kos und Christian Rapp *Alt-Wien : die Stadt, die niemals war* [Katalog zur 316. Sonderausstellung des Wien Museums, 25. November 2004 bis 28. März 2005, Wien 2005, s. 134-141], s. 140

ausländerfeindlichen Diskurs zu beweisen, wenn man allerdings die Inhalte und nicht die Wertung des Autors analysiert, so bleibt zum Schluss ein ganz gegensätzliches Bild. In casu: die Neophilie der Städter. Die vielen Karikaturen der Zeitungen, die oft mit humoristischen, teils spöttischen Stereotypen arbeiteten, zeugen nicht in erster Linie von Nationalitätenkampf, sondern von einem beindruckenden „ethnischem Wissen“ der Leser. Heute sind viele dieser Codes den nicht-eingeweihten Lesern kakanischer Schriften nicht unmittelbar verständlich. Den Zeitgenossen waren diese unbewusst bekannt gemacht worden.

Heiratsschranken und -Muster sind für die Habsburgermonarchie leider kein gut erforschtes Gebiet. Wolfgang Müller-Funk erlaubt sich daher eher faktenlos von einer in der Monarchie vorhandenen deutschen Imagination von der „Sinnlichkeit der slawischen Frau“ zu reden. Und ferner auch von einer „Kiplingschen Last“ des deutschen Mannes: „Das Verhältnis des Mannes der dominanten Kultur zu den „eigenen“ Frauen einerseits und zu den „fremden“ andererseits spiegelt die Asymmetrie zwischen den Kulturen. Hautnahe Beziehungen zwischen Fremden sind immer auch ein Gradmesser interkultureller Verhältnisse, wobei die Absenz solcher Beziehungen auf eine manifeste oder latente Distanz und Asymmetrie verweist. Das häufige und selbstverständliche Auftreten von Mischungen besagt übrigens nicht per se, dass es sich um eine Begegnung von wechselseitig als gleichberechtigt symbolisierten Kulturen handelt, dann nämlich nicht, wenn zum Beispiel die ethnische Andersartigkeit etwa der Frau in der Beziehung verschwindet – so wie in traditionellen patriarchalischen Kulturen ihr Name.“⁸⁸ Das berühmte Wiener Telefonbuch mit der berühmten Vielfalt an Namen bezeugt, dass das postulierte einwegige Heiratsmuster und eine damit verbundene patriarchalisch-kulturelle Auslese nicht stattfand. Die Familiennamen in Wien sind bleibende Marken der Heterogenität. Erst die Nationalsozialisten sahen slawische Namen als schlecht vereinbar mit dem Deutschsein an und forderten 1941 die Wiener Polizeibeamten auf, deutsche Familiennamen anzunehmen, was 350 dann auch taten.⁸⁹ Diese Gleichstellung führte wohl auch dazu, dass manch „tschechisch Stämmige“, wie Gustav Otruba bemerkt, mit dem „Eifer des Renegaten“ sich für den Nationalsozialismus begeistern ließen, wobei er die Namen Srbik, Globocnik und Skorzeny stellvertretend erwähnt.⁹⁰

Moritz Csáky sieht auch in den „nichtdeutschen“ Nachnamen in urbanen Zentren Zentraleuropas die hybride Genealogie veranschaulicht. Die mehrsprachigen Doppelnamen – vor allem bei Verleihungen von Adelstiteln zu sehen – zeugen laut Csáky

⁸⁸ Wolfgang Müller-Funk, *Kakanien revisited. Über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur*. In: Wolfgang Müller-Funk *Kakanien revisited: das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie* (Tübingen 2002), s. 14-32, s. 25-26

⁸⁹ Johann Neumann, *Tschechische Familiennamen in Wien. Eine Namenkundliche Dokumentation* (Wien 1977), s. 7

⁹⁰ Gustav Otruba, *Wiens Bevölkerung. Nationale Herkunft und soziale Entwicklung*. In: *Der Donauraum*, Bd. 13 (Wien 1968) s. 12-42, s. 29

von Mehrfachidentitäten und schlicht von der früher nicht vorhandenen Wichtigkeit der sprachlichen Herkunft eines Familiennamens.⁹¹ Die relative Gleichgültigkeit früherer Generationen gegenüber dem eigenen Namen, sehe ich vor allem darin bestätigt, dass sich einzelne slawischen Familiennamen manchmal in bis weit über 20 Modifikationen in Wien vorfinden, gute Beispiele hierfür sind die Namen Čížek und Hrdlička.⁹² Ob die originale Schreibweise mit den typischen Diakritika beibehalten wurde oder ob ein Namen der deutschen Aussprache und Orthographie ausgeliefert wurde, hing im 19. Jahrhundert oft von einzelnen Beamten und Pfarrern ab, die frei nach Gehör und Gutdünken graphisch den Namen festhielten.⁹³ Dies wurde überhaupt nicht thematisiert, weil es im Grunde als unwichtig betrachtet wurde. Für den zweisprachigen böhmischen Raum war es auch gängig, den eigenen Namen in zwei verschiedenen Formen zu verwenden, deutsch und tschechisch je nach Kontext; eine Tradition, die ebenfalls nicht überlebt hat.

In František Palackýs berühmtem Vorwort zu seinem *Dějiny národu českého v Čechách a v Moravě*, bearbeitet er das Begriffspaar *stýkání a potýkání*. Diese gelten als schwer zu übersetzende Wörter/Begriffe. „Berühren und Bekämpfen“ oder „Berührung und Widerstreit“ sind verwendet worden. Die Geschichte Böhmens sollte, laut dem Vater der tschechischen Nation, von diesem Berühren und Widerstreit besonders geprägt gewesen sein.⁹⁴ Er selbst lebte dieses jedenfalls in überethnischer deutsch-tschechischer Symbiose mit seiner Frau aus, mit der er konsequent, als Zeichen seiner Verehrung und Liebe, auf Deutsch korrespondierte, wenn er unterwegs war. Das ständige Berühren und Bekämpfen förderte seine Gedanken.⁹⁵ Wenn man zum Beispiel die Wienerlieder und Karikaturen anschaut, ist dieses *stýkání a potýkání* nicht weit weg.

Sichtbar durch diese Skizze soll es jetzt sein, dass Wien eine Geschichte mit Einflüssen von draußen besitzt, was auch der Wiener Bevölkerung bewusst war und sie begeistern konnte. In Wien war es, auch ohne historische Kenntnisse zu besitzen, jedem unmittelbar bewusst, weil sichtbar in der Architektur, in den Namen der Freunde und Straßen, in der Auswahl der Speisen auf dem Teller, dass hier „Fremdes“ stets heimisch geworden war.

⁹¹ Moritz Csáky, *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa* (Wien/Köln/Weimar 2010), S. 206-208

⁹² Johann Neumann, *Tschechische Familiennamen in Wien. Eine Namenkundliche Dokumentation* (Wien 1977), S. 6

⁹³ Josef Vintr, *Die graphischen und semantischen Eigenheiten der tschechischen Familiennamen in Wien*. In: *Ethnoslavica: Festschrift für Herrn Univ. Prof. Dr. Gerhard Neweklowsky zum 65. Geburtstag* [Beiträge des internationalen Symposiums des Instituts für Slawistik der Universität Klagenfurt in Zusammenarbeit mit dem Institut für Slawistik der Universität Wien, Klagenfurt, 7. - 8. April 2006], S. 353-361, S. 354-356

⁹⁴ Siehe: Helmut Rumpler, Vorwort. František Palackýs „tschechisches Österreichertum“ als Beitrag zur historischen „Europa“- und „Mitteleuropa“-Debatte. In: Jiří Kořalka, *František Palacký (1798-1876): Der Historiker der Tschechen im österreichischen Vielvölkerstaat* [Studien zur Geschichte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, Band 30] (Wien 2007), S. 13-14

⁹⁵ Jiří Kořalka, *Einleitung*. In: František Palacký, *Briefe an Therese. Korrespondenz von František Palacký mit seiner Braut und späteren Frau aus den Jahren 1826-1860*, S. 1-13, S. 5-7

Die normative Kraft des Faktischen dürfte Einwirkungen auf neue Wiener zeigen, die sich mit der heterogenen Gestaltung ihrer neuen Heimat zurechtfinden mussten, um in Wien zu leben, um sich zu integrieren.

3.3 Die Wiener Universität und das akademische Leben als Orte der Willkommenskultur

Mit der akademischen Welt anzufangen scheint mir angebracht, bedenkt man doch die führende Stellung der Akademiker bei der Verdrängung von Grauzonen wie *national indifference* und als Vorreiter des nationalen Primats. Schließlich waren es auch die Beamten und die zukünftigen Beamten, d.h. die Studenten, die etwas zu gewinnen bzw. verlieren in der nationalen Sache hatten. Der Nationalitätenkonflikt der Monarchie ist in hohem Maße auch als ein Konflikt um Beamtenposten anzusehen. Dieses Treiben „der Doktoren“ war sonst den meisten der anderen Gesellschaftsgruppen eher fremd - oder gar suspekt. Dass die gebildeten Schichten damit einem Prinzip folgten, das nicht unbedingt mehrheitsfähig war, macht deutlich wie wichtig es ist, veröffentlichte und öffentliche Meinung auseinanderzuhalten. Lothar Höbelt betont prägnant, dass der Primat nationaler Loyalitäten eben der *political correctness* der Jahrhundertwende entsprach.⁹⁶ Diskurs und Alltag stand hier nicht im Einklang. Hier wird auf den konkreten Alltag fokussiert, wodurch das postmigrantische – die Allgegenwärtigkeit von Migration und Differenzerfahrungen – und die Akzeptanz dieser Zustände sichtbar werden soll. Die öfters als Hort des Hasses und der Ausgrenzung beschriebene Universität wird unter diesem Blick plötzlich korrigierend ergänzt. Sie wird als ein Ort der Willkommenskultur und Begegnung sichtbar gemacht.

Die universitäre Situation in Wien beinhaltet auch die oben skizzierte Berührung-Widerstreits-Dimension. Denn galten doch die Studenten als Träger der trennenden Gedanken des Nationalismus, so interessierten sie sich selbstverständlich dennoch für das Fremde und beschäftigten sich damit. Meistens waren die Studenten übrigens selbst Ortsfremde. Auch wenn diese sich als „Deutsche“ deklarierten, kann mit großer Andersartigkeit gerechnet werden. Die regionalen Charaktermerkmale und Besonderheiten waren früher deutlich markanter als heute, was aus der älteren volkskundlichen Literatur herausgelesen werden kann.⁹⁷

In *Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten* entwirft Adalbert Stifter eine Typologie der Wiener Studenten, worin er darauf besteht, dass „der echte Student Wiens“ ein Zugereister sei, der nach dem Studium der Philosophie an einem „Landlyceum“ nach Wien gezogen sei. Ferner sei dieser „echte Student“ „kein Landsmann, kein

⁹⁶ Lothar Höbelt, Böhmen. Eine Geschichte (Wien/Leipzig 2012), S. 150-151

⁹⁷ Für eine Auswertung dieser Literatur im Falle Österreichs und zu den Regionalcharakteren der österreichischen Bevölkerung, siehe: Andreas Vonderach, Die deutschen Regionalcharaktere. Psychologie und Geschichte (Husum 2012), S. 92-95

Eingesessener“, sondern lebe in einer Welt ohne solche Loyalitäten.⁹⁸ *Stýkání* – Berührung – durch die bunte Mischung unter den Studenten war unabdingbar während eines Studiums. Die soziale Durchmischung wurde eigentlich im Laufe des 19. Jahrhunderts verdrängt und ein Studium war eher dem urbanen und ländlichen Mittelstand vorbehalten, wo noch am Anfang des Jahrhunderts die untersten Schichten mitstudiert haben, wie es Gary Cohen in seiner Studie zur Mittelschicht und Bildung in Cisleithanien gezeigt hat. Die Zugangsbeschränkung durch die Einführung des Abiturs sei dafür verantwortlich gewesen.⁹⁹ In der selben Zeit ist auch eine „Nationalisierung“ der Universitätslandschaft zu erkennen – damit ist gemeint, dass plötzlich kroatisch, polnisch, tschechisch und ungarisch als Unterrichtssprache an den jeweiligen Universitäten verwendet wurden, die damit teilweise Deutsch ersetzten.¹⁰⁰ Die Universität Wien bewahrte allerdings in dieser Phase als einzige Hochschule eine Anziehungskraft, die über Sprachgrenzen hinweg Studenten aus der gesamten Monarchie anzog, wenn auch eine Tendenz zu erkennen ist, dass die Studentenschaft allmählich mehr aus Deutschsprachigen bestand. Im Studienjahr 1873-74 hatten 63% der Studenten Deutsch als Muttersprache angegeben; 1902-03 waren es 74%. Dennoch kann hier sehr wohl von einem hohen Maß an Heterogenität die Rede sein.¹⁰¹

Die Universität galt (wie so manches in Wien, z.B. die Spitäler, Schulen und Wohnungen) als überfüllt. Die Probleme einer rasch wachsenden Metropole wurden ganz offensichtlich nicht von der Stadt gemeistert.¹⁰² Österreichs Problem als Großmacht war immer das Geld. Die eben erwähnten Probleme der Hauptstadt entstammen auch die ökonomischen Probleme des Staates. Lediglich 3,78% der Bevölkerung der österreichischen Reichshälfte verdienten 1907 genug, um den öffentlichen Haushalt mit zu finanzieren. Und das war sogar eine Verbesserung; 1898 waren es nur 2,79% gewesen. Steuerpflichtig in der Monarchie war, wer mehr als 1.200 Kronen im Jahr verdiente.¹⁰³

Die Wiener Universität vermochte dennoch ein hohes Niveau zu gewährleisten. Und ihre hauseigene Kultur wurde an die anderen Universitäten der Monarchie exportiert. Dies

⁹⁸ Katherine *Arens*, Ein universitärer Vielvölkerstaat: Die Universität Wien in Textbildern. In: Margarete *Grandner*, Thomas *König* (Hg.) Reichsweiten und Außensichten. Die Universität Wien als Schnittstelle wissenschaftlicher Entwicklungen und gesellschaftlicher Umbrüche. (Wien 2015), s. 35-60, s. 40-44

⁹⁹ Gary B. *Cohen*, Education and Middle-Class Society in Imperial Austria 1848-1918 (West Lafayette 1996), s. 131-134

¹⁰⁰ Jan *Surman*, Vom „akademischen Altersheim“ zur Spitzenforschungsanstalt? In: Mitchell G. *Ash*, Joseph *Ehmer* (Hg.), 650 Jahre Universität Wien – Aufbruch in das neue Jahrhundert, Band 2 - Universität – Politik – Gesellschaft. (Göttingen 2015), s. 629-648, s. 629-630

¹⁰¹ Gary B. *Cohen*, The Students of the Vienna University, 1860-1914. In: Mitchell G. *Ash*, Joseph *Ehmer* (Hg.), 650 Jahre Universität Wien – Aufbruch in das neue Jahrhundert, Band 2 - Universität – Politik – Gesellschaft. (Göttingen 2015), s. 505-528, s. 509-510

¹⁰² Brigitte *Hamann*, Hitlers Wien (München 1996), s. 220

¹⁰³ Hannes *Steckel*, Reichtum und Wohlstand in der späten Habsburgermonarchie. In: Ernst *Bruckmüller* (Hg.) Armut und Reichtum in der Geschichte Österreichs, s. 113-140, s. 115ff

geschah dadurch, dass die Lehrkräfte aller Universitäten Zisleithaniens hauptsächlich aus Absolventen der *Alma Mater Rudolphina Vindobonensis* bestanden – Professor in Wien wiederum wurde man in der Regel erst nach Stationen an den Provinzuniversitäten, was Marita Baumgarten dazu verleitet hat, die Universität Wien als eine „Endstationsuniversität“ zu betiteln.¹⁰⁴ Dieses Wandermuster der Akademiker erinnert uns an O’Haras Bewegungsprotokolle. Die hauseigene Wiener Gelehrtenkultur, die in Zentraleuropa prägend werden sollte, wurde damit, so kann man vermuten, von in der Provinz angeeigneten Kompetenzen mitgeprägt. Ebenso erinnert uns dieses Muster an die Mobilitätserfahrungen der Millionäre, wie oben erwähnt. Tatsächlich waren auch Universitätsprofessoren unter den Spitzenverdienern dieser Epoche zu finden, auch wenn es jedoch nicht ganz zum Millionär-Status reichte.¹⁰⁵ Diese *bewegten Biografien* sind konstitutive Elemente der österreichischen Hochschulkultur gewesen. Diese Kultur wurde von Akademikern aus der reichsdeutschen Hochschulkultur als Teil des Fremden im „deutschen Tempel der Wissenschaft“ wahrgenommen.¹⁰⁶ Jan Surman sieht in dieser Struktur der akademischen Mobilität „eine der Ursachen für das wissenschaftliche Aufblühen Wiens im *Fin de Siècle*“.¹⁰⁷

Die Wiener Universität bot eine beeindruckende Vielfalt von Disziplinen an, welches erstens von Weitsicht – und zweitens wohl auch von der empfundenen Aufgabe Österreichs in Europa zeugt. Slawistik wurde ab 1849 in Wien als Fach vertreten, aufbauend auf einer Tradition aus den Zeiten Maria Theresias, wonach Wien und Wiener Neustadt zu Zentren für Bohemistik wurden.¹⁰⁸ Die Erforschung der Balkanhalbinsel verlief in Wien auf einer anderen Weise als im restlichen deutschen Sprachraum – wo die sog. Südostforschung sich klar anders gestaltete.¹⁰⁹ „Das studentische Leben in Wien wurde auch von dem reichen Vereinswesen der Studenten aus den Balkanländern und deren Konationalen aus der Donaumonarchie gekennzeichnet. Wien war sozialer Ort des nationen- und sprachenübergreifenden Austausches und so bis weit in die Zwischenkriegszeit hinein ein, wenn nicht das, Zentrum des intellektuellen Austausches

¹⁰⁴ Jan Surman, Vom „akademischen Altersheim“ zur Spitzenforschungsanstalt? In: Mitchell G. Ash, Joseph Ehmer (Hg.), 650 Jahre Universität Wien – Aufbruch in das neue Jahrhundert, Band 2 - Universität – Politik – Gesellschaft. (Göttingen 2015), s. 629-648, s. 634-639

¹⁰⁵ Vgl. Roman Sandgruber, Traumzeit für Millionäre. Die 929 reichsten Wienerinnen und Wiener im Jahr 1910 (Wien 2013), s. 108-114

¹⁰⁶ Jan Surman, Vom „akademischen Altersheim“ zur Spitzenforschungsanstalt? In: Mitchell G. Ash, Joseph Ehmer (Hg.), 650 Jahre Universität Wien – Aufbruch in das neue Jahrhundert, Band 2 - Universität – Politik – Gesellschaft. (Göttingen 2015), s. 629-648, s. 641

¹⁰⁷ Jan Surman, Vom „akademischen Altersheim“ zur Spitzenforschungsanstalt? In: Mitchell G. Ash, Joseph Ehmer (Hg.), 650 Jahre Universität Wien – Aufbruch in das neue Jahrhundert, Band 2 - Universität – Politik – Gesellschaft. (Göttingen 2015), s. 629-648, s. 622

¹⁰⁸ <https://slawistik.univie.ac.at/ueber-uns/historisches/>

¹⁰⁹ Oliver Jens Schmitt, Balkanforschung an der Universität Wien. In: Margarete Grandner, Thomas König (Hg.) Reichsweiten und Außensichten. Die Universität Wien als Schnittstelle wissenschaftlicher Entwicklungen und gesellschaftlicher Umbrüche. (Wien 2015), s. 61-98, s. 61-63

der kulturellen Eliten des Balkans.“¹¹⁰ Die gut besuchten Slawischen Bälle, die Mitte der 1840er Jahre ihren Ursprung hatten, waren nicht nur für Wiener slawischer Herkunft ein Publikumsmagnet.¹¹¹

Als ein Ort wo *town and gown* schwer auseinanderzuhalten waren, galt das Wiener Kaffeehaus. In Kaffeehäusern konnte zum Teil „Kavárna“ neben „Café“ stehen. Hinter dem Kavárna-Schild fand man dann Zeitungen in vielen Sprachen vor, wie Josef Karásek es 1861 im slawophilen Geiste beschrieb: „Wenn Sie sich ein bißchen nach Zeitungen umsehen, dann werden Sie hier, und das ist die Wahrheit, dafür, was Sie ihrer Zunge durch Verwendung des Deutschen angetan haben, durch die Zeitschriften wieder entschädigt; außer 36 oder 38 böhmischen, mährischen und slowakischen Journalen, darunter auch unseren lieben „Besedník“, finden Sie hier auch noch den polnischen „Czas“, das rusinische „Slovo“, den kroatischen „Pozor“, die slowenischen „Novice“, ja sogar zwei sorbische aus Bautzen in Sachsen.“¹¹² Was Karásek als Beleg für ein panslawisches Leben in Wien seinen Lesern präsentiert, ist, gesehen unter dem postmigrantischen Aspekt, unter dem was Yildiz als *Mehrheimischkeit* der mobilen Bevölkerungsgruppen, einzuordnen.¹¹³ Die Wahrnehmungslandschaft der Gäste dieses beschriebenen Kaffeehauses war eine weitgestreckte. Ausgehend von Yildiz' Analysen heutiger Verhältnisse kann für Alt-Wien gesagt werden, dass die Lebenswirklichkeiten der Stadt sich aus persönlichen Netzwerken und Milieus zusammensetzten, „die durch gewachsene Mobilität geographischer und mentaler Art immer wieder neu interpretiert und kombiniert werden.“ Und ferner – auch analog zu heute – „wie Menschen unterschiedliche kulturelle Elemente nutzen, neu definieren und zu neuen Lebensentwürfen verbinden.“¹¹⁴

Die Nützlichkeit dieser Milieus dürfte der spätere Erfolg der Studenten aus diesen „fremden“ studentischen Kreisen bezeugen. Auffallend ist es, dass die Absolventen, die später politisch tätig wurden, sich oft gegen das Land ihres Studienortes wandten.¹¹⁵

¹¹⁰ Oliver Jens Schmitt, Balkanforschung an der Universität Wien. In: Margarete Grandner, Thomas König (Hg.) Reichweiten und Außensichten. Die Universität Wien als Schnittstelle wissenschaftlicher Entwicklungen und gesellschaftlicher Umbrüche. (Wien 2015), s. 61-98, s. 62

¹¹¹ Vlasta Valeš, Einblicke in die Netzwerke der Tschechen in Wien seit den 1840er Jahren bis zur Gründung der Nationalstaaten (univ. Dissertation, Universität Wien 2017), s. 32-35

¹¹² Joseph Karásek, Aus Wien über Wien. In: Christa Rothmeier (Hg.), Die entzauberte Idylle: 160 Jahre Wien in der tschechischen Literatur (Wien 2004), s. 183-200, s. 187

¹¹³ Erol Yildiz, Vom methodologischen Nationalismus zu postmigrantischen Visionen. In: Marc Hill, Erol Yildiz (Hg.) Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen (Bielefeld 2018) s. 43-61, s. 44

¹¹⁴ Erol Yildiz, Marc Hill, Pragmatisch im Alltag, hegemonial im Diskurs. Vom vielfältigen Umgang mit Migrationsprozessen in Österreich am Beispiel von St. Ruprecht in Klagenfurt. In: Wolf-Dietrich Bukow et al. (Hg.) Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft (Wiesbaden 2011) s. 67-79, s. 74

¹¹⁵ Oliver Jens Schmitt, Balkanforschung an der Universität Wien. In: Margarete Grandner, Thomas König (Hg.) Reichweiten und Außensichten. Die Universität Wien als Schnittstelle wissenschaftlicher Entwicklungen und gesellschaftlicher Umbrüche. (Wien 2015), s. 61-98, s. 65

Etwas das man vielleicht mit Opportunismus erklären kann. Sicherlich kann man sich auch an das Begriffspaar *stýkani-potýkáni* erinnern. In der Literatur sind klare Analogien hierzu zu finden. In der nicht-deutschsprachigen Literatur Wiens ist ein Schwanken „zwischen Faszination und Ablehnung“ zu erkennen. Ferner sind die Außenbezirke und Wiens Peripherie viel präsenter in den Werken nicht-deutschsprachiger Wiener. Zu Recht kann man daher wohl behaupten, dass Wien als literarischer Ort erst vollends unter der Einbeziehung dieser nicht-deutschen Literaturen beschreibbar ist.¹¹⁶ Ivan Cankar beispielsweise, der 1896 nach Wien zum Studium kam, schuf hier den Löwenteil seines Gesamtwerkes. Stefan Simonek hat Cankars Wien wie folgt beschrieben: „Die Innenstadt erweckt in Cankars Figuren zwar die Sehnsucht nach einer Existenz in anderen und besseren sozialen Umständen, gleichzeitig stellt sie aber auch eine Art Tabuzone dar, die von den Bewohnern der Vorstadt gemieden wird, da diese die Innenstadt mit Reichtum und Schönheit verbinden.“¹¹⁷ Wie ich es lese, muss Cankars Wien-Narrativ weniger als eine sprachliche, kulturelle oder politisch begründete Abneigung bzw. Faszination bewertet werden, sondern einfach als eine migrantische Perspektive angesehen werden. Es sind zum Beispiel deutliche Parallelen zu den Eindrücken eines späteren Diktators aus der deutschsprachigen Provinz der Monarchie, dessen Hassliebe zu Wien auch bekannt ist; wo auch die Realität in den Außenbezirken und das Leben und die Schönheit der inneren Stadt in Kontrast steht. Die „Analogien literarischer Motive“, die Moritz Csáky in Anlehnung an Danilo Kiš, für die gesamte literarische Produktion in ganz Zentraleuropa erkennen will,¹¹⁸ wird hier erkenntlich, wenn „Außenseiter“ unterschiedlicher Herkunft und mit unterschiedlichem Habitus mit der einen Gemeinsamkeit, dass sie ortsfremde und gescheiterte Studenten in Wien sind - in unterschiedlicher Form(!) - denselben Ausdruck verleihen. Cankar verstand es sicherlich besser, Kapital aus seiner migrantischen Situation zu schlagen und betätigte sich in Wien als Journalist in deutscher und slowenischer Sprache. Hitler scheiterte in der Welt von Gestern und zog nach Bayern.

Dass das Kaffeehaus hier im Kapitel zur akademischen Willkommenskultur miteinbezogen wurde, ist natürlich auch darin begründet, dass die spezielle Wiener Kaffeehauskultur ihre Blütezeit im behandelten Zeitraum hatte und dass sich die künstlerische und politische Kultur Österreichs hier abspielte – was das Kaffeehaus natürlich anziehend für Studenten machte. Der Kaffee, dieses zuerst als „Türkischer Chavve-Trunk“ betitelte Getränk, sollte eine große Karriere in Wien machen. Kaffeehäuser zu betreiben war in den Anfangsjahren nach der Türkenbelagerung ein

¹¹⁶ Moritz Csáky, *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa* (Wien/Köln/Weimar 2010), S. 194-197

¹¹⁷ Moritz Csáky, *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa* (Wien/Köln/Weimar 2010), S. 198

¹¹⁸ Moritz Csáky, *Das Gedächtnis Zentraleuropas: Kulturelle und literarische Projektionen auf eine Region* (Wien/Köln/Weimar 2019), S. 20-24

Prärogativ der „Orientalen“ selbst, wurde dann später ein Geschäft wie jedes andere.¹¹⁹ Allmählich wurde das Getränk auch heimisch – und das „Türkische“ daran verschwand. Kaffeetrinken wurde damit so prosaisch, dass es seinen Wert als Distinktionsmarker für Weltbürger verlor. Es sei denn, man trinkt ihn anders als die *hoi polloi*. Heimito von Doderer präsentiert uns seine Hauptfigur, Leutnant Melzer, der in seiner Wohnung – als Souvenir von seinem Aufenthalt in Bosnien – neben Bärenfell und orientalischen Teppichen auch ein bosnisches Kaffeegeschirr vorzuweisen hat.¹²⁰ In derselben Weise lud Universitätsprofessor Carl Patsch gewöhnlich seine albanischen Studenten auf türkischen Kaffee und dazu albanische Zigaretten ein. Die Atmosphäre von Patschs Unterricht wird von einem seiner später berühmten und berüchtigten Schüler, Aleks Buda, als „ein balkanischer Mikrokosmos“ beschrieben und verherrlicht, wo unter dem „ausgleichenden Einfluss“ des Professors keine Gegensätze zwischen den bunt zusammengesetzten Studenten bestünde.¹²¹ Wohlgermerkt handelt es sich hier um einen Professor, dessen Mitgliedschaft im antisemitischen Professorennetzwerk „Bärenhöhle“ uns bekannt ist¹²² und um dessen Schüler, der als Intimus von Enver Hoxha Karriere machte und quasi als Hofhistoriker für dessen xenophobes und extrem nationalistisches System arbeitete.¹²³ Hier sieht man, wie das Berühren und Bekämpfen des „Fremden“ Teil des universitären Lebens gewesen ist. Hierbei hat der pragmatische Alltag oft einem hegemonialen Diskurs gegenübergestanden. Der „ausgleichende Einfluss“ des Professors, könnte man ferner behaupten, wäre Ausdruck von einem wienerischen Geist der alltäglichen Konvivialität. Eine überraschende Gleichzeitigkeit von vermeintlichen Widersprüchen existierte fast überall in diesem Wien. Es ist ein postmigrantisches Anliegen darauf aufmerksam zu machen, dass an einem Ort wie an einer Universität ein Alltag herrscht und dass Akademiker nicht nur beschrieben werden, wenn es um „geistige Milieus“ oder gar „Diskurse“ geht, sondern ebenso wie Arbeiter auch praktische Alltagserfahrungen machen.

War, wie angemerkt, die Universität am Ende des 19. Jahrhunderts „deutscher“ als noch im Vormärz, so war in den Speisesälen der *Mensa Academica an der K.K. Universität zu*

¹¹⁹ Vgl. Johann Heiss, Wiener Frühstück. In: Moritz Csáky, Georg-Christian Lack (Hg.), Kulinarik und Kultur. Speisen als kulturelle Codes in Zentraleuropa (Wien 2014), S. 83-101

¹²⁰ Heimito Doderer, Die Strudelhofstiege oder Melzer und die Tiefe der Jahre (München 1951)

¹²¹ Oliver Jens Schmitt, Balkanforschung an der Universität Wien. In: Margarete Grandner, Thomas König (Hg.) Reichweiten und Außensichten. Die Universität Wien als Schnittstelle wissenschaftlicher Entwicklungen und gesellschaftlicher Umbrüche. (Wien 2015), S. 61-98, S. 92-93

¹²² Klaus Taschwer, Geheimsache Bärenhöhle. Wie ein antisemitisches Professorenkartell der Universität Wien nach 1918 jüdische und linke Forscherinnen und Forscher vertrieb. In: Regina Fritz, Grzegorz Rossoliński-Liebe, Jana Starek (Hrsg.): Alma mater antisemitica: Akademisches Milieu, Juden und Antisemitismus an den Universitäten Europas zwischen 1918 und 1939. (Wien 2016), S. 221-242, S. 230ff

¹²³ Oliver Jens Schmitt, Balkanforschung an der Universität Wien. In: Margarete Grandner, Thomas König (Hg.) Reichweiten und Außensichten. Die Universität Wien als Schnittstelle wissenschaftlicher Entwicklungen und gesellschaftlicher Umbrüche. (Wien 2015), S. 61-98, S. 91

Wien noch bis ins 20. Jahrhundert hinein eine sehr bunte Mischung von Studenten vorzufinden. Die Mensa hauste in der Reichsrathstraße 29. Wer hier essen konnte, war in der Hausordnung festgeschrieben. Speisen wurden demnach verabfolgt an: „ordentliche Hörer der Universität, an Pharmaceuten, absolvierte Hörer innerhalb zweier Jahre (Rigorosanten, Staatsprüfungscandidaten)[...]“.¹²⁴ Die Abonnementpreise waren wie folgt: für das Mittagmahl 6 fl., für das Nachtmahl 5 fl und für Mittag- und Nachtmahl 11 fl.¹²⁵ Damit war die Mensa hauptsächlich für arme Studenten ein attraktives Angebot. Über die Qualität der Speisen sind allerdings zahlreiche Klagen an die Öffentlichkeit gelangt. „Wer an der mensa speisen thut, Der ist fürwahr ein Narr; Er schafft sich billiger anderswo den selben Magenkatarrh“ spotteten studentische Stimmen in der satirischen Wochenzeitung *Der Floh*.¹²⁶ Die regelmäßigen Besucher der Mensa überreichten gar ein Promemoria an das Kuratorium, wo bemängelt wurde, dass man schlechter und teurer vorsorgt werde als in den billigen Volksküchen der Stadt; und ärger noch, dass die meisten regelmäßigen Besucher unter Magen- und Darmkatarrhen wegen der schlechten hygienischen Zuständen in der Mensa zu leiden hätten. Darüber hinaus, so die Klagenden, boten die Speisen „physiologisch gesprochen, dem Studenten nicht einmal die nöthige Eiweißmenge, um im Stickstoffgleichgewicht zu bleiben.“¹²⁷

Rektor Julius von Wiesner testete nach diesen Gerüchten selbst das Essen der Mensa und drückte sich sehr lobend über das Mittagmahlzeit aus, wie die Zeitungen berichten konnten.¹²⁸ Die günstigen Preise wirkten sich natürlich auf die Besucher aus. Allgemein bekannt war es, dass die meisten Gäste nicht Einheimische waren. An einem bestimmten Tag wurden von der Mensa selbst die Völker gezählt, die hier gastlich zusammenkamen; was uns interessante Einblicke liefert. Von den 1049 Gästen waren die meisten Mährer (189), gefolgt von Galiziern (127), Böhmen (117) und Russen (93). Davon waren nur 49 Wiener und 76 niederösterreichische Studenten. Aus sämtlichen Kronländern waren Gäste an dem Tag, die kleinste Gruppe machten die Salzburger mit 8 Gästen aus. Ungarn und Studenten aus den „Balkanstaaten“ waren auch zahlreich vertreten.¹²⁹ Kakanisches Leben also. Diese alt-österreichischen Zustände wurden mehrmals von deutschnationalen Burschenschaftlern gestört, die als „guardians of the nation“ auftraten, um ihre deutschen Kommilitonen zu schützen. Nicht vor den bemängelten Missständen der Mensa, sondern vor den anderen Gästen. Die Arbeiter-Zeitung urteilte nach einem solchen Vorfall im Dezember 1908 es sei ein „Krieg der Satten gegen die hungrigen und für ein solches Tun gibt es keine Entschuldigung.“¹³⁰

¹²⁴ Akademischer Senat Sonderreihe S 41/II

¹²⁵ Akademischer Senat Sonderreihe S 41/II

¹²⁶ Der Floh, 29. März 1896

¹²⁷ Neues Wiener Journal, 21. April 1899

¹²⁸ Neues Wiener Journal, 21. April 1899

¹²⁹ Akademischer Senat Sonderreihe S 22/I (Mensa academica 1890/91-1994/95)

¹³⁰ Arbeiter-Zeitung, 3. Dezember 1908

Gehörte die Mensa zu den wohl nicht nennenswerten Aspekten des universitären Lebens (wenn Normalbetrieb herrschte), so wird diesem Raum (und ähnliche Orten) zu wenig Platz in den gängigen Erzählungen eingeräumt – postmigrantisch gesehen. Die Krawalle in der Aula der Universität schafften es, wegen des Spektakels, zu mehr Bekanntheit – obwohl dieser gewaltsame Aspekt a priori nicht wichtiger ist als die friedlich geteilten Räume und Mahlzeiten ein paar Straßen weiter. Hier erkennt man *in nuce* die Entinnerung der Konvivialität.

Die Burschenschaften und ihre Gewaltkultur wurden in Wien darüber hinaus als eine fremde, parallele Kultur empfunden, die all das war, was die hier behandelte, von Willkommenskultur gekennzeichnete Wiener Kultur, nicht war und darf daher natürlich nicht als *das* geistige Milieu der Stadt in den Geschichtsbüchern hervorgehoben werden. Anton Kuh zeigte sich gewohnt weltstädtisch schockiert darüber, dass sich in der Ersten Republik vermehrt auch Couleurstudenten in der City zeigten und nicht mehr nur in der Josefstadt oder am Alsergrund, wo sie es in der Monarchie pflegten, ihre „Gesinnung paarweise äußern zu führen.“ Ein Studentenkappel war für Kuh „ein Wahrzeichen von Taschengeldgesinnung, Provinz und Straßenfremdheit“ und würde in Wien nicht hinein gehören. „Es stört den Rhythmus, stört die Visage. Denn es schafft [...] inmitten der Wiener Wirklichkeit den Albdruck: Komotau.“¹³¹

Stefan Zweig beschreibt das Treiben der Provinzgymnasium-Maturanten im Couleur so: „Auf uns dagegen wirkte dieses einfältige und brutale Treiben einzig abstoßend, und wenn wir einer dieser bebänderten Horden begegneten, wichen wir weise um die Ecke; denn uns, denen individuelle Freiheit das Höchste bedeutete, zeigte diese Lust an der Aggressivität und gleichzeitige Lust an der Hordenservilität zu offenbar das Schlimmste und Gefährlichste des deutschen Geistes.“¹³² Und weiter: „[...]auch die anderen, wirklich lernbegierigen Studenten vermieden, wenn sie in die Universitätsbibliothek gingen, die Aula und wählten lieber die unscheinbare Hintertür, um jeder Begegnung mit diesen tristen Helden zu entgehen.“¹³³ Dieses *wir*, diese *anderen*, die besseres zu tun hatten als die Kämpfe im Parlament in der Universitätsaula weiterzuführen, dürften sehr wohl eine Mehrheit ausgemacht haben.

Eigentlich müsste man auch in Erwägung ziehen, ob Wien nicht eine eher mild politisierte Universität gewesen ist, verglichen mit anderen der Monarchie. Richard A. Bermann, ebenfalls einer dieser *anderen*, reagierte auf den Wunsch seines Vaters, er solle in Prag studieren, mit Unbehagen: „Ich tat es ungern; Prag kam mir jetzt in meiner Erinnerung als

¹³¹ Zit. nach Walter *Schübler*, Weandorf. Anton Kuh und die Provinzialisierung der Metropole. In: Wolfgang *Kos* (Hg.), Kampf um die Stadt. Politik, Kunst und Alltag um 1930 [Katalog zur 361. Sonderausstellung des Wien Museums, 19. November 2009 bis 28. März 2010, Wien 2009, s. 108-113], s. 110

¹³² Stefan *Zweig*, Die Welt von Gestern (1942, 2017 Frankfurt a. M.), s. 118-119

¹³³ Stefan *Zweig*, Die Welt von Gestern (1942, 2017 Frankfurt a. M.), s. 119

eine muffige, von fanatischem Gezänk erfüllte Provinzstadt vor.“¹³⁴ In Prag wurde der Student Bermann dann in das Leben eines nationalbewussten Sudetendeutschen eingeführt, welches ihm komisch vorkam. Seinen Kommilitonen aber waren diese Zustände seit längerem anvertraut – „Ich aber kam aus dem sorglosen und unfanatischen Wien[...]“.¹³⁵ Bermann liefert eine lustige Anmerkung zu den Krawallen in der Aula an der Ringstraße, das viel über die pragmatische Einstellung der *anderen* zu dem unverständlichen „Treiben der Doktoren“ beinhaltet, sowie eine gute Portion Ironie. Wenn es los ging, so Bermann, versammelten sich Schaulustige draußen und sahen zu wie drinnen ein Chaos ausbrach und weiters: „Wie aus dem Nichts hervorgezaubert erschienen malerisch kostümierte Hausierer aus Bosnien, die damals in Wien Spazierstöcke und lange Pfeifen feilzubieten pflegten. Hier waren sie gewiß, ihre Stöcke in wenigen Minuten zu verkaufen.“¹³⁶ Hier verkauften slawische Händler Stöcke, die unmittelbar danach verwendet wurden, um slawische Studenten zu verprügeln – gekauft von wenig national-bewussten Einkäufern deutscher Zunge, die hier – in der Praxis des Alltags – nicht auf deutsche Händler und deutsches Handwerk bestanden.

Bermann kann nur bedingt als Exponent für eine akademische Willkommenskultur stehen, wohl aber als Repräsentant seiner Zeit. Wie überall, ist bei ihm auch die überraschende Gleichzeitigkeit von scheinbaren Widersprüchen erkennbar. Sozialisiert und angetan von einer philologischen Kultur, wo praktische Kenntnisse in allen Sprachen selbstverständlich waren; und als Person, die von sich behauptete, wenn gefragt wie viele Sprachen er selber denn beherrsche, er hätte sie nicht gezählt. Gleichzeitig räumt er ein paar Seiten weiter in seinem Werk auch ein, dass, obwohl er in Prag aufgewachsen sei, nicht tschechisch sprechen oder lesen könnte. Erst im Rückblick erkennt er: „Ich sehe heute, daß ich die tschechischen Theater hätte besuchen, tschechische Bücher hätte lesen, mit jungen Tschechen hätte umgehen sollen, um einen Blick in ihre geistige Welt zu gewinnen.“¹³⁷

Sätze wie „Strč prst skrz krk“ könnten abschrecken, allerdings waren weniger belebte Schichten nicht immer abgeschreckt, diese Sprache zu lernen und es dürfte eher Standesdünkel gewesen sein, dass statt der Sprache des Nachbarn bzw. der Sprache am Marktplatz eine fremde, zum Teil tote „Kultursprache“ bevorzugt wurde. Hier zeigten sich andere Berufsschichten pragmatischer. Bemerkenswerter Weise lernten die Kinder von Dienstgeberfamilien oft viele, vor allem tschechische Wörter durch den engen Kontakt zu den weiblichen Dienstboten.¹³⁸ Der ungesteuerte Zweitspracherwerb der „kleinen Leute“ (und kleinen Menschen) und der gesteuerte Zweitspracherwerb der oberen Schichten

¹³⁴ Richard *Bermann*, *Die Fahrt auf dem Katarakt* (Wien 1998), s. 30

¹³⁵ Richard *Bermann*, *Die Fahrt auf dem Katarakt* (Wien 1998), s. 33

¹³⁶ Richard *Bermann*, *Die Fahrt auf dem Katarakt* (Wien 1998), s. 49

¹³⁷ Richard *Bermann*, *Die Fahrt auf dem Katarakt* (Wien 1998), s. 33-34

¹³⁸ Michaela *Wolf*, *Die vielsprachige Seele Kakaniens. Übersetzen und Dolmetschen in der Habsburgermonarchie 1848 bis 1918*. (Wien 2012), s. 95

dürfte sich daher wesentlich unterschieden haben, wobei der ungesteuerte wesentlich *kakanischer* war. Mit Csáky zu sprechen heißt, dass die endogene Pluralität im Alltag der einfachen Bevölkerung entscheidender wurde, in höheren Sphären eher die exogene.¹³⁹ Die xenophile Willkommenskultur Wiens kann sich daher auch in zwei Prägungen entlang eben dieser Distinktion endogen-exogen zeigen.

Die von Heckmann einleitend erwähnte „Möglichkeit von Kunst und Kultur positive Gefühle gegenüber bisher abgelehnten Gruppen zu vermitteln und gemeinsam zu erleben: z. B. über belletristische Literatur, Spielfilm, Theater, Kabarett, bildende Kunst, Musik oder Tanz“ scheint alle Bevölkerungsgruppen umfassen zu können – im bürgerlichen Milieu eher „feinere“ Künste; andere Milieus reagierten wohl mit mehr Interesse und weniger Ablehnung gegenüber fremder Musik, Tänzern und vor allem, die nicht erwähnte Kulinarik.

3.4 Der Geschmack Wiens als Ort der Willkommenskultur

Für die Österreicher sei das Lebensmittel auch Lebenszweck. So hat Karl Kraus es einmal prägnant formuliert. Aus unserer Gegenwart stammt ein weiteres Zitat zum selben Thema von Josef Hader, der uns eine Auflistung der drei essenziellen Fragen eines Wieners liefert: „Woher kommen wir? Wer sind wir? Was gibt es zum Mittagessen?“.¹⁴⁰ Kraus und Hader beziehen sich auf einer der *Images* Wiens – Wien als Genuss-Stadt. Hader geht weiter als Kraus und verknüpft diesen hedonistischen Punkt mit zwei weiteren Aspekten, die etwas postmigrantisches an sich haben. Die Küche Wiens wurde des Öfteren „auratisch verklärt“, wie es Peter Peter so schön formuliert hat. In der leicht folkloristischen (Selbst)Wahrnehmung wären die Mehlspeisen Wiens demnach aus Böhmen, die Paprikagerichte aus Ungarn, Meeresprodukte aus Dalmatien importiert und das Brot aus den Erzeugnissen der Felder Galiziens und Siebenbürgens hergestellt worden usw. So hatte jede Region, jedes Kronland seinen Beitrag zur Entstehung der Wiener Küche. Ein *Viribus Unitis* am Herd.¹⁴¹ Die sog. Wiener Küche kann natürlich nicht so vereinfachend erklärt werden. Eine Auslassung der Inspiration von außerhalb der Monarchie ist völlig unzulässig. Die Küche und damit der Geschmack der Wiener Bevölkerung ist aber allemal aus der Mobilität hervorgegangen. Rolf Schwendter bemerkt, dass der Grund, warum die Metropolen gastronomische Eldorados wurden, darin liegt, dass Zentren einer „doppelten Zangenbewegung“ ausgesetzt seien. Erstens durch den Austausch der Höfe – später auch des Bürgertums; zweitens durch Migranten aller Art, die, neben Armut und Hoffnung auf eine bessere Zukunft, auch unterschiedliche Küchenerfahrungen mitbrachten.¹⁴² Wieder kann man an O’Haras Bewegungsprotokolle

¹³⁹ Moritz Csáky, *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa* (Wien/Köln/Weimar 2010), S. 69ff

¹⁴⁰ Peter Peter, *Kulturgeschichte der österreichischen Küche* (München 2013), S. 7-8

¹⁴¹ Peter Peter, *Kulturgeschichte der österreichischen Küche* (München 2013), S. 7-8

¹⁴² Rolf Schwendter, *Arme Essen, Reiche Speisen. Neuere Sozialgeschichte der zentraleuropäischen Gastronomie* (Wien 1995), S. 35-36

denken – und es, wie Lojze Wieser feststellt, formulieren: „So hat jede, so hat jeder seine ganz persönliche europäische Tafel im Kopf und eben auch auf der Zunge.“¹⁴³ In diesem Zitat ist das postmigrantische greifbar. Kulinarik alltagsgeschichtlich und postmigrantisch zu betrachten, scheint auf dem ersten Blick nicht wirklich ein Novum dazustellen, ist es doch fast das Thema *par excellence* für Kulturtransfer. Doch oft bleibt es bei den einzelnen Speisen; der individuelle Geschmack eines von Migration geprägten Kollektivs geht unter. Hier soll gezeigt werden, wie Wien um 1900 zur Drehscheibe für eine individualisierte, postmigrantische Geschmackskultur wurde.

Es ist erst zur Zeit der Jahrhundertwende, dass Düngung, Konservierung und Transport es der kochenden und essenden Bevölkerung möglich machten, sich zu emanzipieren von dem was vor Ort vorhanden war. *Nach der Migration* konnte damit plötzlich in der Fremde Vertrautes aus der Heimat hergebracht werden. Im *Wiener Appetitlexikon* aus dem Jahr 1894 von den Autoren Habs und Rosner wird auch resümiert: Alles ist erhältlich, die Auswahl grenzenlos.¹⁴⁴ Vor diesen industriellen Entwicklungen war Wien allerdings auch schon günstig gelegen, produzierten doch die mittelgroßen Höfe in der Donauebene so ziemlich alles, was eine zentraleuropäische Küche verlangen konnte.¹⁴⁵ Was in der Monarchie alles andere als gegeben war, denn oft konnten angrenzende Regionen komplett unterschiedliche Voraussetzungen haben, was Lebensmittel angeht. Das karge Waldviertel war unweit vom ertragreichen Tullnerfeld entfernt; Dalmatiens Reichtum an Fisch stand im grellen Kontrast zum wenige Kilometer landeinwärts befindlichen Armenhaus der Monarchie.¹⁴⁶

Maren Möhring hat in ihrem Werk *Fremdes Essen*, etwas flott den Standpunkt bestritten, dass es keine klaren Grenzen der Wiener Küche nach Süden und Osten hin gebe. Die Versuche, kulinarische, nationale Grenzen unter den Küchen der Region zwischen Istanbul und Wien zu zeichnen, sieht sie als eine Konstruktion der *nationbuilders* des 19. Jahrhunderts. Die Argumentation beruht darauf, dass Möhring in den bundesdeutschen Restaurantführern der Nachkriegszeit oft Mehrfachzuordnungen wie böhmisch, österreichisch, jugoslawisch in den Beschreibungen mancher Gaststätte feststellt.¹⁴⁷ Wie Eva Barlösius bemerkt, sei die Küche nicht nur ein Ergebnis von Natur, sondern auch ein

¹⁴³ Lojze Wieser, Barbara Maier, Gibt es eine europäische Tafel? In: Lojze Wieser, Christoph Wagner, Barbara Maier (Hg.) *Geschmacksverwandtschaften. Eine kleine europäische Speisefibel mit Rezepten* (Klagenfurt 2009), s. 5-14, s. 5

¹⁴⁴ Rolf Schwendter, *Arme Essen, Reiche Speisen. Neuere Sozialgeschichte der zentraleuropäischen Gastronomie* (Wien 1995), s. 32

¹⁴⁵ Rolf Schwendter, *Arme Essen, Reiche Speisen. Neuere Sozialgeschichte der zentraleuropäischen Gastronomie* (Wien 1995), s. 195

¹⁴⁶ Rolf Schwendter, *Arme Essen, Reiche Speisen. Neuere Sozialgeschichte der zentraleuropäischen Gastronomie* (Wien 1995), s. 31

¹⁴⁷ Maren Möhring, *Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland* (München 2012), s. 325-326

Ergebnis von sozialen Ideen und Interessen.¹⁴⁸ In diesem Kontext könnte dann die bloße Feststellung, wie sehr französische Einflüsse die Wiener Küche (um)geformt haben, genügen, um Möhrings Standpunkt zu entgegnen. Die Xenophilie der Geschmacksrezeptoren muss auch berücksichtigt werden. Die oben erwähnte auratische Verklärung wäre damit auch aus dem Weg geräumt, konnte die Küche des Erzfeindes dennoch einen glänzenden Ruf in Wien genießen. Schon Prinz Eugen hatte Rezepte aus seiner Heimat mit nach Wien genommen; mit Franz Stephan verstärkte sich nur die gastronomische Frankophilie der Wiener. Früher hatten hauptsächlich italienische Köche den tellurischen böhmischen, reichsständischen Geschmack in Wien weiterentwickelt. Anders als in Frankreich jedoch erfuhr die Küche in Wien eher eine Verbürgerlichung; die glanzvolle Hofküche der Franzosen wurde an der Donau nicht bloß kopiert.¹⁴⁹ Die Wahrnehmung der Wiener Gourmets, so Rolf Schwendter sei am Ende des 18. Jahrhunderts allenfalls sehr internationalistisch ausgeprägt – nur eine Speise kann Schwendter als unberührt, indigen wienerisch aufzählen: das Backhendl. Den Rest verdankt die Stadt der Weitsicht der Gourmets.¹⁵⁰

Der Geschmack als Triebkraft hinter kolonialistischen Eroberungen, wie oft in Übersee zu konstatieren war, ist im Wiener Fall nicht vorhanden. Viel mehr hat die migrantische *conditio humana* in Altösterreich eine blühende kulinarische Willkommenskultur hervorgebracht. Lojze Wieser beschreibt die natürliche Veränderung des Geschmacksinns des Menschen im historischen Zusammenhang: „Geschmäcker wurden verändert und haben auf die Menschen und die jeweilige Region Einfluss gehabt, die Menschen waren gezwungen, sich mit ihnen zu konfrontieren, mit ihnen zurechtzukommen, mit ihnen fertig zu werden. Veränderte Bedingungen haben ihre Fantasien angeregt, sie gezwungen, sich der Erfahrung zu bedienen, sich dem Neuen zu stellen und es mit dem Eigenen zu vermengen, sie auch immer wieder in Frage zu stellen – und damit weiterzuentwickeln.“¹⁵¹

Nach der Niederlage bei Königgrätz Ende Juni 1866 schrieb Kaiser Franz Joseph an seine Frau Elisabeth: „Aus Deutschland treten wir jedenfalls ganz aus, ob es verlangt wird oder nicht, und dieses halte ich nach den Erfahrungen, die wir mit unseren lieben deutschen Bundesgenossen gemacht haben, für ein Glück für Österreich.“¹⁵² Interessanterweise bedeutete diese Verdrängung aus Deutschland auch einiges für das Gebiet der Kulinarik – eine Entdeutschung nämlich. Peter Peter erkennt in den

¹⁴⁸ Eva Barlösius, Soziale und historische Aspekte der deutschen Küche. In: Stephen Mennell (Hg.) Die Kultivierung des Appetits (Frankfurt/M 1988), s. 423-444, s. 423

¹⁴⁹ Peter Peter, Kulturgeschichte der österreichischen Küche (München 2013), s. 80-81

¹⁵⁰ Rolf Schwendter, Arme Essen, Reiche Speisen. Neuere Sozialgeschichte der zentraleuropäischen Gastronomie (Wien 1995), s. 197-201

¹⁵¹ Lojze Wieser, Barbara Maier, Gibt es eine europäische Tafel? In: Lojze Wieser, Christoph Wagner, Barbara Maier (Hg.) Geschmacksverwandtschaften. Eine kleine europäische Speisefibel mit Rezepten (Klagenfurt 2009), s. 5-14, s. 8

¹⁵² zit in: Hannes Leidinger, Der Untergang der Habsburgermonarchie (Innsbruck/Wien 2017), s. 63

Kochbüchern der Zeit nach Königgrätz eine *Kakanisierung*. „Die neue k.u.k. Sicht der Dinge spiegelt sich auch in der Küche wider. Die Kochbücher kompensieren durch kulinarischen Patriotismus, geben sich kakanischer, multikultureller. Das aus Deutschland herausgedrängte Österreich entdeckt nun slawische, ungarische, rumänische Rezepte. „Meine Völker“, wie der Kaiser die Kronländer nennt, kochen plötzlich mit.“¹⁵³ Man mag vermuten, dass, wie heute, die Inhalte der Kochbücher nicht die wirklichen Kochgewohnheiten der Bevölkerung widerspiegeln haben. Panikos Panayi sieht hierin jedoch keinen Grund, Kochbücher als normative Quellen links liegen zu lassen. Er vertritt die These „cookbooks have the same role for culinary development as political ideology has for the evolution of states“.¹⁵⁴ Demnach werden prächtige Titel wie das 1885 erschienene *Wiener Koch- und Wirtschaftsbuch für den bürgerlichen Haushalt, mit Berücksichtigung der deutschen, ungarischen, südslawischen, polnischen, böhmischen und italienischen Küche* wohl eine Rolle gespielt haben für die Entwicklung der privaten Speisekultur im wienerischen Alltag.

Kochbücher, also als Teil der patriotisch erbaulichen Literatur? Zu dieser Gattung gehörte definitiv *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild* (vulgo: Kronprinzenwerk). Im Neuen Wiener Tagblatt wurden die ersten Bände des am Ende 24-teiligen Werkes Ende März 1884 dem Leser unter der Überschrift *Erkennt Euch selbst* präsentiert. Für die Monarchie gelte, folgt man dem Tagblatt weiter, dass Wissen gleich Versöhnung sei. „Die Wechselwirkungen der einzelnen Glieder der Monarchie“ sollten auch betrachtet werden.¹⁵⁵ Die Qualität von einigen der Beiträge wurde dann später kritisiert, und ihnen wurde u.a. Schönfärberei und Harmonisierungszwang vorgeworfen.¹⁵⁶

Laut Gerhard Neweklowsky gab es zu Zeiten der Monarchie eine hervorragende Auswahl an Büchern zum Thema Bosnien, was sicherlich mit dem Ausbruch einer regelrechten Orientphilie in Wien nach der Okkupation Bosniens 1878 zu tun hat. Seine Feststellung kann wohl auch vorsichtig pars pro toto für die qualitätsvolle Buchproduktion in deutscher Sprache zu den Ländern und Kulturen der zur Monarchie gehörenden Gebiete gelten.¹⁵⁷ Über die Quantität und Verkaufszahlen solcher Werke besteht leider eher Zweifel. „Die Statistik der geistigen und sittlichen Entwicklung der Völker ist weit weniger ausgebildet als jene der materiellen [...]“¹⁵⁸, beklagte sich schon 1886 der Statistiker Ernst Mischler.

¹⁵³ Peter *Peter*, Kulturgeschichte der österreichischen Küche (München 2013), s. 134-135

¹⁵⁴ Panikos *Panayi*, Spicing Up Britain: The Multicultural History of British Food (London 2008), s. 214

¹⁵⁵ Neues Wiener Tagblatt, 27. März 1884

¹⁵⁶ Christiane *Zintzen*, Vorwort. In: Christiane Zintzen (Hrg.), *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*. Aus dem Kronprinzenwerk des Erzherzog Rudolf. (Wien 1999)

¹⁵⁷ Gerhard *Neweklowsky*, Die bosnisch-herzegowinischen Muslime. Geschichte, Bräuche, Alltagskultur (Klagenfurt 1996), s. 17

¹⁵⁸ Zit. in: Michaela *Wolf*, Die vielsprachige Seele Kakanien. Übersetzen und Dolmetschen in der Habsburgermonarchie 1848 bis 1918. (Wien 2012), s. 78

Die materielle Entwicklung und die Kulinarik treffen sich insofern, als das tägliche Einkaufen zu einer der fixen Bestandteile des Lebens eines Wiener, oder vor allem der Wienerinnen, gehörte. Karl Vocelka beschreibt wie er es als Kind im Nachkriegs-Österreich noch erlebte, in den Geschäften selbstverständlich mit „Má poklona, má útca“ oder „nazdar“ angesprochen zu werden und wie die älteren Frauen im Park mehrmals in einem Satz die Sprache wechselten.¹⁵⁹ Diese Praxis, die als kakanischer Reminiszenz gedeutet werden kann, zeugt auch von dem, was Heimito von Doderer „die polyglotte Bereitwilligkeit der Stadt“¹⁶⁰ nennt, was eben auch auf die weltoffene städtische Art und die postmigrantische städtische Kondition hindeutet. Karl Vocelkas Umfeld und die Geschäftstreibenden der Vergangenheit haben bei der Anrede, die Dichotomien „fremd“ und „eigen“ nicht bedacht, weil sie in einer plurikulturellen Umgebung lebten, wo „Integration“, „Leitkultur“ oder ganz einfach Chauvinismus keinen Platz hatten – es ging schier um die Möglichkeit funktionierende Kommunikationsverhältnisse zu schaffen. Alterität als Norm. Siegfried Mattl beschreibt auch Märkte, Passagen und Großkaufhäuser als „[...] jene Räume, in denen die Modernität eingeübt und die sozialen Typiken des Großstädtlers geboren werden.“¹⁶¹ Überhaupt sind Begegnungen mit Fremden oft über die Sphäre des Konsums hinaus gegangen. Daher ist es auch erstaunlich, dass nicht mehr zum Konnex zwischen Konsum und Ethnizität im deutschsprachigen Raum geforscht wird, wie es Maren Möhring anmerkt.¹⁶²

Obige ist gleichsam ein Beispiel für das, was Anil Bhatti so schön als „Primat des Agoraprinzips“ bezeichnet hat.¹⁶³ Dieses Prinzip ist nicht nur auf dem Marktplatz zu finden, allerdings ist das alltägliche Einkaufen einer Gesellschaft etwas Nivellierendes – wie auch das früher erwähnte Prager Beispiel schon gezeigt hat. Rolf Schwendter kommentiert das auch so: „Der Alltag erweist sich strukturell als der große Gleichmacher. Dies hat er mit dem Geld gemeinsam, mit welchem der Alltag ohnehin in mehr als einer Weise verbunden zu sein scheint.“¹⁶⁴

Eine Suche in der Online-Datenbank ANNO der österreichischen Nationalbibliothek ergibt für die Zeit vor 1914 eher wenige Ergebnisse für Unmut mit „fremden“ Geschäften. Gefunden wurde bloß ein Bericht von einer Sitzung der Bezirksvertretung Alsergrund, wo

¹⁵⁹ Karl Vocelka, Growing up in Vienna. In: Martin Scheutz: Wien und seine WienerInnen : ein historischer Streifzug durch Wien über die Jahrhunderte [Festschrift für Karl Vocelka zum 60. Geburtstag, Wien 2008, s. 373-384], s. 374

¹⁶⁰ Heimito Doderer, Die Wasserfälle von Slunj (1964, München 1996), s. 324

¹⁶¹ Siegfried Mattl, Wiener Strassen. In: Angela Heide und Elke Krasny (Hg.) Aufbruch in die Nähe. Wien Lerchenfelder Straße (Wien 2010), s. 55-67 s. 58

¹⁶² Maren Möhring, Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland (München 2012), s. 28ff

¹⁶³ Anil Bhatti, Kulturelle Vielfalt und Homogenisierung. In: Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch, Moritz Csáky (Hg.), Habsburg postcolonial: Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis (Innsbruck/Wien 2003), s. 55-81, s. 55-61

¹⁶⁴ Rolf Schwendter, Tag für Tag. Eine Kultur- und Sittengeschichte des Alltags (Hamburg 1996), s. 10

Bezirksrat Martin 1908 lebhaften Beifall erzielt, als er von einem beliebten „Kampfmittel der Gegner“ sprach: fremdsprachige, speziell tschechische Firmentafeln in Wien anzubringen.¹⁶⁵ Daher hat wohl überwiegend dieses Agoraprinzip gesiegt.

Im Zeitraum des Krieges lauerte dann eher eine Gefahr durch italienische, französische und englische Aufschriften. Dem „fremdsprachigen Firlefanzen“ galt es dann endgültig zu entsagen. Das Neue Wiener Tagblatt berichtete 1915: „Ein derartiger Kultus mit fremdsprachigen Ausdrücken kommt in keiner Stadt der Welt vor.“¹⁶⁶ *All's ist recht, wann 's nur vom Ausland kommt* klingt es hier wieder im Hintergrund. Kaiser Wilhelms II. antifranzösischer „Speisekartenerlass“ von 1905, wonach unter anderem Sauce zur Tunke werden sollte und Mayonnaise zur Öltunke, löste zwar auch in Österreich eine rege Debatte aus – vor allem ab 1914. Der *Reichsverband der gastgewerblichen Genossenschaftsverbände Österreichs* druckten dann sogar eigene Schriften, wo weitere puristische Vorschläge vorkamen. So sollte Risotto künftig *welscher Reis* heißen, die Karotte sollte als *Goldrübe* Karriere machen. Und dennoch hieß es von den Autoren zum Schluss: „Wir waren der Meinung, die „Deutsche Speisekarte“ reiche, so gründig und gediegen sie auch ist, für die österreichischen Verhältnisse nicht aus, da diese von den reichsdeutschen sehr verschieden sind.“¹⁶⁷ Eine Studie wie Möhrings über die Introduction ausländischer Restaurants in Österreich wäre allerdings sehr wünschenswert. Ein Ort wo wir allerdings mit Sicherheit wissen, dass Österreicher in Kontakt mit fremden Speisen gekommen sind, war während ihrer Dienstzeit bei der Armee. Hier musste von Seiten der Köche und Offiziere weit gedacht werden, um kulinarische Gewohnheiten der Soldaten zufriedenzustellen. Schwieriger als die religiösen Vorschriften der jüdischen und muslimischen Soldaten einzuhalten, war es, den Geschmack der Soldaten zu treffen. Der Offizier Franz Xaver Schubert hat diese Schwierigkeiten wie folgt beschrieben: „Übrigens war es nicht leicht, die Huzulen an den ungewohnten Fleischgenuß zu gewöhnen. Und die wenigen Tschechen wollten immer wieder „Knedli“, die von den Ruthenen abgelehnt wurden. Ich organisierte das gemeinsame Knödelkochen für alle Tschechen des Battalions bei meiner Kompanie, dafür bekamen die Ruthenen dieser Kompanie ihre geliebte Mamaliga bei einer anderen Kompanie. Beide Nationen waren mir dafür dankbar.“¹⁶⁸

¹⁶⁵ Neues Wiener Journal, 31. Oktober 1908

¹⁶⁶ Neues Wiener Tagblatt 18. März 1915

¹⁶⁷ Peter Peter, Kulturgeschichte der österreichischen Küche (München 2013), S. 137

¹⁶⁸ zit. nach: Tamara Scheer, Von Friedensfurien und dalmatinischen Küstenreih: Vergessene Wörter aus der Habsburgermonarchie (Wien 2019), S. 69

3.5 Völkerschau, Armee und Tourismus als Orte der Willkommenskultur

In der Gemeinsamen Armee lernten die Soldaten nicht nur fremde Speisen kennen, sondern auch oft durch Wohnortwechsel ferne, „fremde“ Gebiete – für viele zum ersten Mal im Leben. Die österreichische Politik die Völker an fernen Orten zu stationieren, damit sie sich nicht so leicht mit dem „Volk“ gegen die Obrigkeit verbünden konnten, bot also auch in sich etwas ganz Gegensätzliches, nämlich das Näherkommen, das Kennenlernen der anderen österreichischen Kulturen. Für Wien bedeutete das zum Beispiel, dass fezztragende Bosnier zum Alltagsbild gehörten. Dass die k.u.k. Armee eine Institution war, für die die Zusammenhangskraft des Reiches von großer Wichtigkeit war, ist unnötig zu erwähnen („Klammer des Reiches“). Allerdings in unserem Zusammenhang interessant, weil hier Migration als Mittel verwendet wurde, um das Reich zu stärken. Und das obwohl diese Politik einiges an Mehrkosten mit sich brachte. Seit der Einführung des Systems der Regimentssprache (wonach die Soldaten ein Recht darauf hatten sich ihrer Sprache zu bedienen, sofern diese für 20% eines Regiments „Umgangssprache“ war) wäre es einfacher gewesen, Offiziere in ihrer jeweiligen Herkunftsregion zu stationieren. Dazu kam es allerdings nicht, da diese Politik den Zwecken der Arbeitsmigration widersprochen hätte. Die Offiziere wurden sehr oft zu Standortwechsel gezwungen. Je höher der Rang, desto öfter. Jedes Mal war eine solche Übersiedelung mit einer Frist versehen, innerhalb einer gewissen Zeit die jeweilige(n) Regimentssprache(n) zu erlernen.¹⁶⁹ 1914 war nur eine Minderheit der Truppenkörper einsprachig, nämlich 142. Zweisprachig waren 162, dreisprachig 24, einige waren sogar viersprachig.¹⁷⁰ Dass Migration überall zu sehen war in der Armee und das auch auf einer persönlichen Ebene bei den einzelnen Soldaten, soll in diesem Kapitel deutlich werden.

„Das Heer ist die grosse Schule der Vielsprachigkeit“ sagte Hammer-Purgstall in seinem berühmten Vortrag *Über die Vielsprachigkeit* aus dem Jahre 1852.¹⁷¹ Der Freiherr räumte wahrscheinlich berufsbedingt den sprachlichen Kenntnissen ungeheure Wichtigkeit ein. Das bekannte Zitat seines Vortrages lautet ja schließlich: „Je mehr du Sprachen des österreichischen Kaiserthumes verstehst, desto mehr wirst du ein ganzer Österreicher.“¹⁷² Wie ernst die oben erwähnten Fristen genommen wurden und wie gut das sprachliche Niveau eines Offiziers tatsächlich war, lässt sich aufgrund von Einzelbeispielen bezweifeln. So führt Tamara Scheer an, wie in den Personalunterlagen eines einzelnen

¹⁶⁹ Tamara Scheer, Garnisonswechsel. Arbeitsmigration und deren Auswirkungen auf das österreichisch-ungarische Offizierskorps (1868-1914). In: Carl Bethke (Hg.) Migration im späten Habsburger-Imperium. (Tübingen [in Druck])

¹⁷⁰ Daniela Strigl, Nationale Mythen und Stereotypen in der k.u.k. Armee. In: Endre Hárs, Wolfgang Müller-Funk, Ursula Reber, Clemens Ruthner (Hg.) Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn (Tübingen 2006), s.129-143, s. 132

¹⁷¹ Joseph Hammer-Purgstall, Vortrag über die Vielsprachigkeit. In: Die feierliche Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 29. Mai 1852 (Wien 1852), s. 87-100, s. 98

¹⁷² Joseph Hammer-Purgstall, Vortrag über die Vielsprachigkeit. In: Die feierliche Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 29. Mai 1852 (Wien 1852), s. 87-100, s. 96

Offiziers angeführt wurde, dass dieser „Deutsch und etwas Slowenisch“ könne; bei der Versetzung nach Prag dann „Deutsch und etwas Tschechisch“, um etwas später dann in Galizien „ein wenig Ruthenisch und etwas Polnisch“ zu können. Dieses Beispiel soll allerdings nicht andeuten, dass fehlende Sprachkenntnisse egal waren, denn oft konnte es sich karrieretechnisch als ungünstig erweisen sprachliche Defizite zu haben. Dieses Beispiel zeugt nicht davon, dass man damals alle slawischen Sprachen als Einheit betrachtete, oder gar ignorant in slawischen Angelegenheiten war, sondern führt uns eine postmigrantische Sprachpraxis ganz gut vor, nämlich das Phänomen des *Armeeslawischen*. Joseph Roth nannte diese österreichische Eigentümlichkeit „ein Ragout aus sämtlichen slawischen Sprachen“. Für den böhmischen Abgeordneten Josef Kadlčák war dieses Ragout nicht zu goutieren. Hier ein Auszug aus einer Rede, die er 1908 im österreichischen Parlament vortrug: „Wir verlangen, daß das, was Regimentssprache genannt wird, wirkliche eine Sprache ist, daß, wenn die böhmische Sprache bei einem Regiment ist, das wirklich eine böhmische Sprache und nicht ein Kauderwelsch ist, nicht – ich möchte sagen – eine chinesische Sprache, die weder ein Böhme noch ein Deutscher noch irgendwer anderer versteht. (Zwischenruf: eine österreichische Sprache) Man könnte es leider eine österreichische Regimentssprache nennen: die wahre Volkssprache.“¹⁷³ Diese sprachliche Situation bei der Armee, was doch eine ungewöhnliche Vertrautheit mit den unterschiedlichsten Sprachen schuf, wird auch der Grund dafür sein, dass Österreicher oft Karriere im Nachrichtendienst des Dritten Reiches machten. Die „wahre Volkssprache“ Österreichs dürfte tatsächlich in höherem Maße ein Kauderwelsch gewesen sein. Ausgefeilte Analysen, wie es sie vor allem zur Sprache Franz Kafkas gibt, wären bei anderen Autoren bzw. für andere schreibende Österreicher wünschenswert. Verena Bauer hat in einem Beitrag mit dem Titel *Regionalismen in Franz Kafkas Deutsch – reflektiert vor dem Hintergrund des städtischen Kontexts Prags*, geschrieben: „Ich gehe im Einklang mit Kubczak davon aus, dass ein Individuum, das verschiedene Sprachen spricht, über mehrere Idiolekte verfügt.“¹⁷⁴ Vor dem postmigrantischen Hintergrund wären solche Idiolektanalysen durchaus interessant.

Die früher angesprochene systemerhaltende Funktion der migrierenden Österreicher gilt sicherlich auch für Soldaten, auch wenn diese sich nur für die begrenzte Dienstzeit bewegen sollten. Adam Wandruszka sieht in der gemeinsamen Armee eine Art Schule der Integration Österreichs: „In der Armee oder als Beamter im nichtdeutschen oder gemischtsprachigen Gebiet lernte der Österreicher, der sich als Student mit radikaler, nationaler Ideologie erfüllt hatte, die deutsche Kulturleistung der Monarchie schätzen, er erlebte, fast wider Willen, Wert und Reiz fremdnationaler Eigenart, ging wohl gar eine

¹⁷³ Tamara Scheer, *Von Friedensfurien und dalmatinischen Küstenreih: Vergessene Wörter aus der Habsburgermonarchie* (Wien 2019), S. 37-38

¹⁷⁴ Verena Bauer, *Regionalismen in Franz Kafkas Deutsch – reflektiert vor dem Hintergrund des städtischen Kontexts Prags*. In: Marek Nekula (Hg.), *Deutsch in multilingualen Stadtzentren Mittel- und Osteuropas um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert* (Wien 2008), S. 45-78, S. 52

Familienverbindung mit einer Angehörigen eines anderen Volkes ein[...], ganz abgesehen von jenen auch noch bis 1918 vorkommenden Fällen des Übergangs ins fremdnationale Lager aus romantischen, sozialen oder wirtschaftlichen Gründen.“¹⁷⁵ Im Zitat ist ganz gut zu erkennen, dass kurzfristige Aufenthalte tiefe Spuren hinterlassen können, wie früher mit Doderers Melzer auch skizziert. Die angesprochenen Familienverbindungen mündeten dann vielleicht in sog. „Tornisterkinder“. So wurden die Kinder der Offiziere genannt, die sich wegen den ständig wechselnden Dienstorten der Väter nirgends in der Monarchie sonderlich beheimatet fühlten.¹⁷⁶ Eine Offizierskarriere in der k.u.k. Armee ermöglichte es nicht vor auszuplanen. Anders als im vergleichbaren Russischen Reich diente der schwarz-gelbe Offizier nicht in abwechselnden Provinzstädten, um endlich am Ende der Karriere in der Hauptstadt anzukommen. Wien war aber tatsächlich, so geht es aus persönlichen Aufzeichnungen von Offizieren hervor, begehrter als alle anderen Garnisonsorte.¹⁷⁷

Wandruszkas Bemerkung zur staatserhaltenden Mäßigung der Soldaten und Beamten durch die Erfahrung der Dienstzeit erinnert uns an Slosterdijks Anmerkungen zu proto-demokratischen Tugenden und fremdenfreundlichen Disposition des Touristen. Christoph Allmayer-Beck bemerkt in ähnlicher Weise, dass die k.u.k. Offiziere, auch wenn sie nicht immer die Sprachen von einigen der Minderheiten unter ihren Soldaten beherrschten, „im Umgang mit Fremdnationalen wahrscheinlich um einiges flexibler und einfühlsamer waren als ihre Kameraden in national einheitlichen Heeren.“¹⁷⁸ Ein weiterer Doyen der Militärgeschichte, István Deák, nennt die Habsburgerarmee – im positiven Sinne – „ethnisch blind“.¹⁷⁹

Die Lobpreisung der Armee geht bei Adam Wandruszka so weit, dass er Hitlers fehlenden Militärdienst in Österreich für verhängnisvoll hält.¹⁸⁰ Allerdings gehört das Image der

¹⁷⁵ Adam *Wandruszka*, Österreichs politische Struktur. Die Entwicklung und Bewegungen. In: Heinrich Benedikt (Hg.), *Geschichte der Republik Österreich* (Wien 1954), s. 269-485, s. 376

¹⁷⁶ Tamara *Scheer*, Konstruktionen von ethnischer Zugehörigkeit und Loyalität in der k.u.k. Armee der Habsburger Monarchie (1868-1914). In: Alexandra *Millner* und Katalin *Teller* (Hg.) *Transdifferenz und Transkulturalität: Migration und Alterität in den Literaturen und Kulturen Österreich-Ungarns* (Bielefeld 2018), s. 155-174, s. 158

¹⁷⁷ Tamara *Scheer*, Garnisonswechsel. Arbeitsmigration und deren Auswirkungen auf das österreichisch-ungarische Offizierskorps (1868-1914). In: Carl *Bethke* (Hg.) *Migration im späten Habsburger-Imperium*. (Tübingen [in Druck])

¹⁷⁸ Joh. Christoph *Allmayer-Beck*, Die Führung vielsprachiger Streitkräfte - Die k.u.k. Armee als Beispiel. In: Peter *Broucek*, Erwin A. *Schmidl* (Hg.), *Militär, Geschichte und politische Bildung*. Aus Anlass des 85. Geburtstages des Autors. (Wien 2003), s. 370-384, s. 381.

¹⁷⁹ István *Deák*, *Der K.(u).K. Offizier: 1848-1918* (Wien/Köln/Weimar 1995) s. 228

¹⁸⁰ Adam *Wandruszka*, Österreichs politische Struktur. Die Entwicklung und Bewegungen. In: Heinrich Benedikt (Hg.), *Geschichte der Republik Österreich* (Wien 1954), s. 269-485, s. 377

Armee nicht überstrapaziert, denn auch Belege für das Scheitern des gewünschten Ideals sind zu finden. Der früher zitierte Offizier Franz Xaver Schubert bemängelte die fehlende Vorbereitung auf die Bedingungen vor Ort: „Einige schöne Fahrten in die Karpathen habe ich unternommen und immer wieder bedauert, dass wir jungen Offiziere so gar nicht mit der Kulturgeschichte der Fremdvölker, deren Söhne wir auszubilden hatten, vertraut gemacht worden waren. Ganz fremd standen wir den Völkern, ihren Sitten und Gebräuchen gegenüber.“¹⁸¹ Schuberts bedauernde Bemerkung gibt aber dennoch zu erkennen, dass die Staatsdiener schon das Hammer-Purgstallsche Diktum verinnerlicht hatten. Fit für Vielfalt zu sein, war ein angestrebtes Ziel der Offiziere.

Neben dieser insgesamt schönen Bilanz gibt es auch die absurdesten Geschichten über die multinationale Armee von damals. Angefangen bei Offizieren, die sich mit Ukrainern und Slowaken, die eine Zeit in Amerika verbracht hatten, auf Englisch verständigt haben, sind jene Fälle noch ärger, wo ungarische Husaren von eigener Seite beschossen wurden, weil sie für Kosaken gehalten wurden.¹⁸² Das Erscheinungsbild der Armee war alles andere als einheitlich, was aber auch zum Teil für das deutsche Heer galt.¹⁸³

Vertrautheit mit dem Erscheinungsbild der anderen Österreicher hätten die Soldaten erlangen können, hätten sie die verschiedenen Festzüge, Völkerschauen und sonstigen Spektakel der Zeit besucht. Diese Veranstaltungen werden in der wissenschaftlichen Literatur allzu gerne als karnevalesk kritisiert und die Veranstalter und das Publikum quasi als Vorboten der Nationalsozialisten dargestellt. Diese Kritik ist verwandt mit den aktuellen Debatten zur Provenienz und zur Frage der Legitimität des Besitzes von nichteuropäischen Artefakten. Wegen dem postkolonialistischen Eifer mancher fehlt leider Nüchternheit in dieser Auseinandersetzung. Horst Bredekamp hat hier eine differenziertere Haltung präsentiert. „Ein bisweilen ausgeblendetes Problem liegt jedoch darin, dass der Begriff „Provenienz“ seine neutrale Bestimmung des *pro-venire*, des Herkommens, durch seine Verwendung im Kontext der NS-Herrschaft verloren hat, weil er intuitiv mit der Sphäre des Unrechts verbunden wird. Damit aber geht die Gefahr einher, das Sammeln und insbesondere das Erwerben von Produkten fremder Kulturen ausschließlich als Akt der Dominanz wie auch der Dequalifizierung zu deuten und nicht zu würdigen, dass die Sammelleidenschaft gleichermaßen ein Medium der Erkenntnislust,

¹⁸¹ Zit. nach: Tamara Scheer, Garnisonswechsel. Arbeitsmigration und deren Auswirkungen auf das österreichisch-ungarische Offizierskorps (1868-1914). In: Carl Bethke (Hg.) Migration im späten Habsburger-Imperium. (Tübingen [in Druck])

¹⁸² Lothar Höbelt, „So wie wir haben nicht einmal die Japaner angegriffen“. Österreich-Ungarns Nordfront 1914/15. In: Gerhard P. Groß (Hg.) Die vergessene Front. Der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung (Paderborn/München/Wien/Zürich 2006), s. 87-119, s. 113

¹⁸³ Für Uniformdarstellungen siehe: Peter Fichtenbauer und M. Christian Ortner (Hg.), Die Geschichte der österreichischen Armee: von Maria Theresia bis zur Gegenwart (Wien 2015), *passim*

der Bewunderung und der Verständigung sein konnte.“¹⁸⁴

Besucher solcher Veranstaltungen sollen demnach auch als Kulturinteressierte wahrgenommen werden und nicht bloß als Schaulustige. Bei der Weltausstellung 1873 in Wien gehörte neben den industriellen Ausstellungen auch ein kleines Dorf mit verschiedenen Bauernhäusern aus den österreichischen Provinzen zum Angebot. Diese Häuser wurden dann auch mit repräsentativen Bewohnern jener Regionen bestückt, die dann landesübliche handwerkliche Tätigkeiten den Besuchern vormachten. Gewöhnlich fokussierte die Forschung auf die nationalistischen Aspekte dieser Ausstellungen, so auch Matthew Rampley in seinem Artikel zu eben diesem Thema. In Nebenbemerkungen lässt er allerdings Aspekte hervortreten, die das Konviviale in den Vordergrund rückt. Ein Beispiel hierfür ist eine Beschreibung der Ausstellung in der Presse, wo auf das erzieherische Element des Besuchs hingewiesen wird und wo ein Korrespondent der Zeitung zugibt, aufmerksam gemacht zu werden auf die komplexe Natur der Monarchie.¹⁸⁵

Diese Natur wurde auch zu Ehren des Kaisers an der Wiener Ringstraße vorgetragen. Anlass war das 60. Thronjubiläum Franz Josephs am 12. Juni 1908. Für diese Veranstaltung wurden mit Sonderzügen 8000 Teilnehmern und 1000 Pferde aus den Provinzen nach Wien gebracht.¹⁸⁶ Aus dem offiziellen Programm geht hervor, dass die Nationen Österreichs, „wie sie arbeiten und Feste feiern“, vorgeführt werden sollten. Besonders Hochzeitszüge verschiedener Art wurden gezeigt. Hier dürften auch einige Besucher etwas über die Vielfalt Österreichs gelernt haben, waren neben den großen Nationen (mit Ausnahme der Tschechen) auch die kleineren vertreten. „Hochzeit bei den Huzulen“, „Lippowaner (großrussische Kolonisten) als Obsthändler“ sowie „Tschitschen aus Groß-Mune und Zejane als Kohlen- und Essigverkäufer“ gehörten zum Repertoire.¹⁸⁷ Bemerkenswert ist hier, dass die kleine Volksgruppe der Tschitschen keiner weiteren Erklärung im Programm bedurfte, wie es im Falle der Lippowaner für notwendig gehalten wurde. Dies zeugt von einem auf die Kronländer ungleich verteilten Grad an „ethnischem Wissen“ der Wiener Bevölkerung. Aus diesem kleinen Programm heraus kann man auch die mentale Weltkarte der Wiener einigermaßen rekonstruieren. Dass die Tschitschen hier einen Platz einnehmen konnten, zeigt, dass auch in Zeiten des Nationalitätenkampfes keinesfalls nur deutsche Sprachinseln die mentale Landkarte der Wiener prägten. Die weltmännische Bereitwilligkeit machte es möglich, dass kleine österreichische Eigentümlichkeiten, wie die Existenz der Istrorumänen, als allgemein bekannt gelten konnten. Dieses Beispiel spricht aber auch dafür, die Zuschauer solcher Veranstaltungen

¹⁸⁴ Horst *Bredenkamp*, Aby Warburg, der Indianer. Berliner Erkundungen einer liberalen Ethnologie (Berlin 2019), S. 14

¹⁸⁵ Matthew *Rampley*, Peasants in Vienna. Ethnographic Display and the 1873 World's Fair. In: *Austrian History Yearbook* 42 (Cambridge 2011), S. 110-132, S. 116ff

¹⁸⁶ Elisabeth *Grossegger*, Der Kaiser-Huldigungs-Festzug Wien 1908 (Wien 1992), S. 160ff

¹⁸⁷ Kaiser-Huldigungs-Festzug. Offizielles Programm. Wien 12. Juni 1908. (Wien 1908), S. 14-16

nicht pauschal als schaulustige Ignoranten darzustellen, was sonst oft zum guten Ton der Historiker gehört. Nach diesem Festzug sollten dann Nationalfeste im Prater stattfinden.

Der Prater war überhaupt der Ort, wo die Wiener immer wieder hingehen konnten, wenn sie eine Lust, die Vielfalt der Monarchie und der weiten Welt zu erleben, verspürten. Moritz Csáky zählt den Prater daher auch zu den „Schnittstellen“ Wiens, wo sich demnach soziale und sprachliche Kommunikationsräume der Stadt durchdrangen.¹⁸⁸ Felix Salten hat dieses Treiben im Prater in seinem „Wurstelprater“ verewigt, der als Schlüsseltext zur Wiener Moderne gilt. Salten beschreibt wie „[...] eine ganze junge Menschheit, die in der ungeheuren Stadt kein Zuhause hat[...] im rauchig-dunstigen Saal ein Stückchen Heimat [findet].“¹⁸⁹ Ländler, Kreuzpolka und Csárdás wurden im Prater getanzt, was also demnach die Beteiligten dazu zwang, sich ländlich-deutsche bzw. tschechische und ungarische Codes anzueignen, um hier zu reüssieren. Reüssieren vor allem beim anderen Geschlecht, folgt man Salten – der im Allgemeinen einen voyeuristischen Blick auf das Geschehen (der *Anderen*) wirft – ging es doch um „Die Lust des Weibes am Manne. Die Lust des Mannes am Weibe.“¹⁹⁰

Neben den vielen „Anthropologischen Spektakeln“, wo die Wiener unter anderem Lappländer, Nubier, Singhalesen, Beduine anschauen konnten,¹⁹¹ waren illusionäre Reisen auch möglich. So z.B. das recht beeindruckende 50.000 Quadratmeter große Unternehmen „Venedig in Wien“, das auch viele Besucher anlockte. Als die Venedig-Kopie nach Jahren des Erfolgs ausgedient hatte, wurde eine „Internationale Stadt im Prater“ errichtet, wo ganze Straßenzüge aus Japan, Spanien und Ägypten zu betreten waren. Ein arabisches Café mit Bauchtänzerinnen konnte in der „Straße von Cairo“ besucht werden. Eine „Blumenstadt“ mit holländischem Flair wurde auch eingerichtet.¹⁹² 1913 konnte dann dezidiert Tourismuswerbung in Form der Adria-Ausstellung an die Tradition anknüpfen. Allerdings auch mit Anspruch, waren doch „hundert Gelehrte und Künstler“ beteiligt.¹⁹³ Das Aus für derartige Ausstellungen ist wahrscheinlich dem Aufkommen des Tourismus geschuldet. Wie für das Thema Essen ist dieses ebenfalls

¹⁸⁸ Moritz Csáky, *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa* (Wien/Köln/Weimar 2010), s. 208ff

¹⁸⁹ Siegfried Mattl, Klaus Müller-Richter, Werner Michael Schwarz (Hg.), *Felix Salten: Wurstelprater* (Wien 2004), s. 71-72

¹⁹⁰ Siegfried Mattl, Klaus Müller-Richter, Werner Michael Schwarz (Hg.), *Felix Salten: Wurstelprater* (Wien 2004), s. 76

¹⁹¹ Siehe: Werner Michael Schwarz, *Anthropologische Spektakel. Zur Schaustellung „exotischer“ Menschen, Wien 1870-1910* (Wien 2001)

¹⁹² Ursula Storch, *Im Reich der Illusionen. Der Wiener Prater, wie er war* (Wien 2016), s. 95-99

¹⁹³ Ursula Storch, „Der Süden ist eine Haltestelle unserer Elektischen geworden“. Die Adria-Ausstellung 1913. In: Christian Rapp und Nadia Rapp-Wimberger (Hg.), *Österreichische Riviera. Wien entdeckt das Meer* [Katalog zur 393. Sonderausstellung des Wien Museums, 14. November 2013 bis 30. März 2014] (Wien 2013), s. 160-169, s. 160

eng mit dem sich ausbreitenden Eisenbahnnetz der Monarchie verbunden (ein Thema wo auch das Militär mitredete).

In ihren Memoiren beschreibt Lily Bader (Jahrgang 1894), wie sie schon durch die Nähe der elterlichen Wohnung zum Franz-Josefs-Bahnhof tagtäglich die bunte Welt der Monarchie zu sehen bekam – auch ohne Praterbesuche. So erinnert sie sich an die empfundene Exotik, wie einst der Padischah von Persien an ihr vorbeifuhr. Alltäglicher war jedoch die Erinnerung wie slowakische Bauernmädchen in Gruppen, gerade mit dem Zug angekommen, vorbeizogen: „Ich sehe sie noch vor mir, wie sie auf Slowakisch schnattern, lachen, in ihren schweren Stiefeln im Gleichschritt stapfen, ihre Röcke schwingen und ihre rot-weiß-gestreiften Strümpfe zeigen.“¹⁹⁴ Hier tritt wieder jene alt-wienerische kulturelle Connoisseurship in Erscheinung, wenn die „schnatternden“ Mädchen als Slowakinnen erkannt werden, ihre Sprache schon einem Wiener Kind erkenntlich ist.

„Schon als ich noch sehr klein war, war es für mich nicht ungewöhnlich, fremde Sprachen zu hören. Es kam oft vor, dass ein Fremder, der soeben am Bahnhof angekommen war, in einer Sprache, die niemand verstand, nach dem Weg fragte. Auch Menschen, die ich jeden Tag sah, sprachen nur gebrochen Deutsch. Der Schuster, der unsere Schuhe reparierte, sprach Tschechisch. Der Mann, der Eier und Butter direkt vom Hof verkaufte, kam von der anderen Hälfte des Reiches, hinter der Grenze: Er war Ungar. Der Mann, der in der Straße laut ausrief, dass er alte Kleidung kaufte, war Pole. Der Eisverkäufer mit dem kleinen Wagen und einer klimpernden Glocke war Italiener, er stammte aus dem Süden der Monarchie, rund um Triest.“¹⁹⁵ Baders Memoiren sind auch ein Ergebnis dieser Wiener Prägung. Erfasst wurden sie in der von ihr erst in fortgeschrittenem Alter erlernten englischen Sprache.

Lily Bader liefert auch eine andere alltägliche und korrigierende Betrachtung, die im krassen Gegensatz zum oft von der politischen Literatur übernommenen Bild des bosniakischen Soldaten als Schreckgestalt schlechthin im Wiener Straßenbild steht. Aufgewachsen in der Nähe der Rossauer Kaserne, damals noch Kronprinz-Rudolph-Kaserne, waren ihr die darin stationierten Soldaten vertraute Gestalten. Die Dienstmädchen der Familie Bader spazierten gerne an den Quartieren der Soldaten vorbei: „Die meisten Soldaten hatten Schirmmützen auf, aber manche trugen einen Fez [...]. Diese Soldaten kamen aus Bosnien. Sie waren mit Abstand die feschesten, groß gewachsen, hielten sich gerade und wirkten sehr kriegerisch, aber wenn unsere Dienstmädchen jung und hübsch waren, lächelten die Soldaten sie an, ihre schwarzen Schnauzer bewegten sich zur Nase hoch und man konnte die weißesten und schönsten

¹⁹⁴ Lily Bader, Ein Leben ist nicht genug. Memoiren einer Wiener Jüdin (Wien 2011), s. 10

¹⁹⁵ Lily Bader, Ein Leben ist nicht genug. Memoiren einer Wiener Jüdin (Wien 2011), s. 11

Zähne sehen.“¹⁹⁶

Mit Bosnien konnotiert ist auch das Leben und Werk Robert Michels. Der Literat, der hauptberuflich Offizier war, wurde 1898 nach Mostar versetzt, wo er bis 1900 blieb. So traurig Michel auch darüber war Wien verlassen zu müssen, so sehr profitierte sein Autorenleben davon, bot ihm Bosnien und die Herzegowina doch reichlich Stoff für die Schriftstellerei – und darüber hinaus ein Quasi-Monopol als Bosnienschriftsteller.¹⁹⁷ Michels Bosnien-Texte verweisen, laut Riccardo Concetti auf eine „eigentümliche Verschränkung von Literatur und Tourismus“.¹⁹⁸ Zeitlich waren die Jahre des Fin-de-Siècle gewiss die Anfangsjahre des Massenfremdenverkehrs. 1908 bekam Österreich sogar einen „Fremdenverkehrsminister“.¹⁹⁹

Die Habsburgermonarchie an sich gilt als ein „klassisches Reiseland“. Die Monarchie bot eine Vielfalt verschiedenster Destinationen an, vom Nordwesten, wo die mondänen böhmischen Bäder lockten bis zum wilden Osten im „Bärenland“ Galizien.²⁰⁰ Soldaten waren, wie andere Beamte, als „transnationale Kulturagenten“ unbedingt die Pioniere des Tourismus.²⁰¹ Robert Michels Leser war der potenzielle Bosnien-Tourist. Dass der Offizier hier als Pionier auftreten konnte zeigt auch, warum die Themen Armee und Tourismus zusammen behandelt gehören. Mit dem Titel *Fahrten in den Reichslanden* ließ sich der Dichter-Offizier als Reiseleiter einer Automobilreise zwischen Mostar und Ragusa präsentieren, wo er zwei reichsdeutschen Touristen seine Region zeigte. Als die kleine Gruppe an der Buna-Quelle Halt macht, um das alte Derwisch-Kloster zu besichtigen, machen die reichsdeutschen Gäste den Fauxpas, die Derwische zu fotografieren, womit Michel seinen Lesern die kulturellen Gepflogenheiten Bosniens näherbringt.²⁰² An diesem Beispiel sieht man auch gut den literarischen Topos des österreichischen Balkan-Kenners, der seine reichsdeutschen Gäste in orientalischen Fragen aufgrund der eigenen Migrationserfahrung belehren kann. Dass Robert Michel zum Bosnien-Experten mutieren

¹⁹⁶ Lily Bader, Ein Leben ist nicht genug. Memoiren einer Wiener Jüdin (Wien 2011), s. 11

¹⁹⁷ Riccardo Concetti, Robert Michel. Ein österreichischer Dichter-Offizier zwischen Halbmond und Doppeladler (Wien 2018), s. 253-255

¹⁹⁸ Riccardo Concetti, Robert Michel. Ein österreichischer Dichter-Offizier zwischen Halbmond und Doppeladler (Wien 2018), s. 210

¹⁹⁹ Rudolf Jaworski, Einführung in Fragestellungen und Themenfelder. In: Peter Stachel und Martina Thomsen, Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten (Bielefeld 2014), s. 11-30, s. 19

²⁰⁰ Peter Stachel und Martina Thomsen, Vorwort. In: Peter Stachel und Martina Thomsen, Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten (Bielefeld 2014), s. 9-10, s. 9

²⁰¹ Dieter J. Hecht, Bosnische Impressionen. k.k. Soldaten als Tourismuspioniere vor dem Ersten Weltkrieg. In: Peter Stachel und Martina Thomsen, Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten (Bielefeld 2014), s. 201-219, s. 216

²⁰² Riccardo Concetti, Robert Michel. Ein österreichischer Dichter-Offizier zwischen Halbmond und Doppeladler (Wien 2018), s. 203-209

sollte, wurde ihm beträchtlich durch seine Herkunft erleichtert – modern ausgedrückt, waren ihm die Migrationshintergründe der Eltern von Vorteil. Aufgewachsen im damals größtenteils tschechisch-sprachigen Kuttenberg (Kutná Hora) in Zentralböhmen in einem deutsch-tschechischen Elternhaus blieb ihm, so beschrieb er es selbst, sein Leben lang eine „nie ganz zu überwindende slawische Betonung mancher Worte“, aber auch ein „Einfühlungsvermögen in alles Slawische“.²⁰³

Das xenophil geneigte System Altösterreichs, verschärft durch eine biographische (migrantische) Prädisposition für kulturelle Offenheit, war in erheblichem Maße ein prägendes Merkmal des Alltags in Wien um 1900, wie es hier gezeigt wurde.

²⁰³ Riccardo *Concetti*, Robert Michel. Ein österreichischer Dichter-Offizier zwischen Halbmond und Doppeladler (Wien 2018), s. 16-18

4 Conclusio

In dieser Arbeit wurde aus postmigrantischer Haltung Unterschiedliches kombiniert und vermeintlich Entferntes zusammen behandelt. Dabei zeigte sich, wie sich die von Stefan Zweig angesprochene „Atmosphäre geistiger Konzilianz“ Wiens in den unterschiedlichsten Bereichen des Lebens und an den unterschiedlichsten Orten, manifestierte. In der Kaiserstadt herrschte eine althergebrachte Willkommenskultur, wo eine xenophile „Lust am Untersichsein“ höchstens als eine Gegenkultur betrachtet werden kann. Die Vertreter dieser nationalen und trennenden Haltung sollten tatsächlich nur als Randgruppe der Gesellschaft in die Geschichte eingehen – wie sie auch von den Zeitgenossen wahrgenommen wurden – denn die ideelle Hoheit glich nicht dem realen Leben einer Großstadt. Das Augenmerk zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen ist in der gängigen Erzählung entscheidend verschoben worden und das eben zum Vorteil dieses in der alltäglichen Praxis eher unwesentlichen nationalen Elements.

Das Aufregende und Spannende wird von Berichterstatlern natürlich bevorzugt. Das hat bewirkt, dass die Berichte, die ja schon Interpretationen und Auswahl sind, später wichtiger werden konnten als die alltäglichen Dinge, die eine Gesellschaft zusammenhält. In casu: Wenige Corpsstudenten in der Aula wurden wichtiger als die vielen Studenten in den Seminaren und Bibliotheken. Daher konnte auch allmählich im Schein des Nationalitätskampfes gelebt werden, da auch fast ausschließlich für diese Erscheinung produziert wurde. Hier sollten Historiker nicht bloß die dramatisierte und skandalisierte Perspektive der Vorgänger übernehmen, sondern aktiv nach dem Wesentlichen, was übersehen worden ist, suchen. Das ist in dieser Arbeit mit Hilfe der Perspektiven des Postmigrantischen versucht worden.

Wie Genderforschung es für sich in Anspruch nimmt, nicht bloß Frauenforschung zu betreiben, so will auch die postmigrantische Forschung nicht Migrantenforschung, sondern Gesellschaftsforschung betreiben – wo Migration nicht als Objekt, sondern als Ausgangspunkt gilt. Die manichäischen Taxonomien fremd und heimisch fallen damit weg; es wird eine Gesellschaft jenseits von „Integration“ sichtbar. Die Verabschiedung von trennscharfen Kategorien ist nicht revolutionär, da *go-between*s schon eine prominente Rolle in postkolonialistischen Arbeiten zukommt. Auch ist die erstarrte Sicht von Verschiedenheit, wie etwa Edward Said sie vertrat, nicht mehr integraler Bestandteil der gegenwärtigen postkolonialistischen Forschung. Wie gezeigt, trägt der postkoloniale Ballast allerdings gelegentlich Urteile mit sich, die, wenn man es mit der postmigrantischen Welt der Großstädte zu tun hat, nicht schlüssig sind. Für eine Kosmopolitisierung der Geschichte ist ein Migrationsbegriff, wie sie uns etwa die Bewegungsprotokolle O’Haras nahelegen, vorteilhaft und öffnet neue Perspektiven. Postmigration ist kein Programm, sondern eher eine Haltung, die verhilft neue, übersehene Aspekte zu erkennen.

Die Stadt Wien wurde um 1900 von der Fluktuation der Bevölkerung massiv geformt. Die mentale und physische Migration war das prägende Element für den Alltag der Bevölkerung. Rein rechtlich betrachtet gab das restriktive Heimatrecht vielen den offiziellen Status als Fremde in Österreichs Großstädten. Diese rechtliche Lage machte die Distinktion heimisch-fremd schwierig, was schließlich die postmigrantische Situation nur akzentuierte. Wahrhaft ansässig waren nur wenige.

Die disparate Auswahl von Fallstudien, die bei dieser Arbeit getroffen wurde, sollte auch davon zeugen, wie Migration überall eine Rolle in dieser Epoche spielte. Im zuerst thematisierten studentischen Bereich wird traditionell in der Forschungsliteratur recht einseitig auf eine nationalistische Gesinnung fokussiert. Bei einer postmigrantischen Betrachtung wurde hier dagegen konkreten Szenen aus dem Alltagsleben Vorrang eingeräumt, was das traditionelle Bild der Universität als ein zweiter Ort des Nationalitätenkampfs an der Ringstraße wackeln lässt: die Geschichte der Studenten, die durch die Hintertüre in die Bibliothek und zum Unterricht gingen, um die Aula zu vermeiden; hier tritt die ent-Innerte, unspektakuläre Geschichte der Konvivialität mit dem postmigrantischen Prisma in den Vordergrund. Die Spuren dieser Konvivialität finden sich oft in Nebenbemerkungen oder durch das kontrapunktische Lesen, denn die Hegemonie des nationalen Narrativs war unter den *chattering classes* fast unbestritten. Es wurden verschiedene Spuren des alltäglichen Lebens gezeigt, die davon zeugen, dass Wien die weitblickende Lebensart in der Monarchiezeit nicht verlor.

Die Monarchie-weite Anziehungskraft der Wiener Universität, in Zeiten wo schon nationale Universitäten entstanden waren, weist darauf hin, dass das studentische Leben in Wien keinen schlechten Ruf hatte. Eine spätere Karriere in der Hauptstadt wurde nicht dadurch erschwert, dass man einen fremden Familiennamen besaß, denn Familiennamen waren durchgehend fremd. Die individuellen Bewegungsprotokolle der Lehrkräfte und Studierenden schufen in hohem Maße die universitäre Atmosphäre und Produktion. Praktisch als eine Art Stadt in der Stadt war die Universität Knotenpunkt in dem, das Manuel Castells *global space of flows* bezeichnet, wo durch das Zusammentreffen und Überlagern neue lokale Logiken entfaltet wurden.²⁰⁴ Alltagsprägend war nicht das nationalpolitische Relationssystem des Staates, sondern die Interaktionen zwischen autonom handelnden Menschen – auch an der Universität. Was damals (und später) berichtenswert war, darf nicht verwechselt werden mit dem Normalzustand. Die Aufgabe eines „Anwalts des Konkreten“ ist es auch Berichte gegen den Strich zu lesen.

Die „kulturelle Teilhabe“ an der Kultur einer Stadt; die gestaltende Kraft der Migration ist im Themenkreis Kulinarik noch viel offensichtlicher und selbstverständlicher als bei dem

²⁰⁴ Erol Yildiz, Migration als urbane Ressource. Vom öffentlichen Diskurs zur Alltagspraxis. In: Burcu Dogramaci (Hg.), Migration und künstlerische Produktion. Aktuelle Perspektiven (Bielefeld 2013), S. 251-270, S. 258

vorher besprochenen Thema. Postmigrantisch betrachtet müssen individuell geformte Geschmäcker allerdings in den Vordergrund treten und die gängige Erzählung der nationalen Geschmäcker ersetzen. Davon zeugen einzelne Beispiele. Mit ihnen lässt sich ein differenziertes Bild zeichnen.

Der Geschmack einer mobilen Bevölkerung wird von Mobilität geformt, die heterogene Herkunft der Familien formen diese ebenso. Wiens Sonderstatus war hier bedingt durch den Austausch der Höfe und durch Wiens Status als Stadt der Millionäre, sowie durch die Arbeitsmigration der unteren Schichten, was Bewegung auf allen Ebenen der Gesellschaft bedeutete. Diese kosmopolitische Konstante in der Geschichte des Geschmacks der Wiener machte z.B. die Einführung einer „deutschen Speisekarte“ wie in Deutschland unmöglich; durch die Internationalität der Kaiserstadt war das eigene Essen in Wien immer das Fremde. *Wann's nur vom Ausland kummt*, fanden die Eindrücke verschiedenster Art schon Freunde in Wien. Hier zeigt sich etwas Identitätsstiftendes für Großstädte: die impulsive Vorliebe für das Unbekannte. Diese *Mixophilie* war auch für das kaiserliche Wien eine Hauptattraktion der Einwohner, wie oben gezeigt wurde.

Zur kulinarischen Situation gibt es eine Analogie zu Hofmannsthals berühmter Formulierung von dem Wiener Idiom als das *gemengteste* Deutsch, mit Fremdwörtern durchsetzt; aber eben mit *unseren Fremdwörtern*.²⁰⁵ Wie der von mir gerne zitierte Gastrosoph Lojze Wieser es auch bemerkt, erinnert die Geschichte des Essens häufig an die Geschichte der Sprachen: „Speisen erfahren eine ständige Veränderung, sind geduldig, anpassungsfähig, und rasanten Entwicklungen unterworfen. Im Nu haben sie sich verwandelt, und doch haben sie ihren Charakter, ihre Persönlichkeit nicht verloren. Sie leben von der Integration, sie saugen auf und wandeln um, was geboten wird; sie halten Ausschau, sind neugierig und wissensdurstig und schöpfen aus dem, was gerade saisonal und im Überfluss vorhanden ist oder aber aus dem Mangel kommt.“²⁰⁶ Wiesers Stichwörter in diesem Zitat sind alle urban (und damit auch migrantisch) konnotiert. Dass fast keine Speise in Wien als autark bezeichnet werden könnte, zeugt von der *Mixophilie* des städtischen Geschmacks. Echtheitsdebatten über die Herkunft einzelner Speisen wurden auch damals gar nicht geführt. Die *Kakanisierung* der kulinarischen Ausrichtung nach 1866 zeigt uns, wie auch die politische Wetterlage in den Kochtöpfen mitspielt.

„Was der Bauer nicht kennt, frisst er nicht“, so die Redewendung; in Wien dagegen, wo es schon alles um 1900 zu kaufen gab, war das definitiv nicht so. „Der Mensch ist, was er isst“, was nicht nur Ludwig Feuerbach, der Schöpfer dieser mittlerweile zur Redewendung

²⁰⁵ Moritz Csáky, *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa* (Wien/Köln/Weimar 2010), S. 237

²⁰⁶ Lojze Wieser, Barbara Maier, *Gibt es eine europäische Tafel?* In: Lojze Wieser, Christoph Wagner, Barbara Maier (Hg.) *Geschmacksverwandtschaften. Eine kleine europäische Speisefibel mit Rezepten* (Klagenfurt 2009), S. 5-14, S. 6-7

gewordenen Weisheit, wusste, sondern spätestens seit Pierre Bourdieu jeder in der wissenschaftlichen Welt auch. Dass der Geschmack sehr aussagekräftig über die Mentalität ist, macht die Beobachtungen, dass Österreich sich nach der Niederlage von Königgrätz mehr und mehr von der deutschen Küche entfernt hat, interessant.

Häufig passierten Begegnungen mit Fremden in der Sphäre des Konsums, wo – wie gezeigt – das Agoraprinzip vorherrschte. Der Handel und natürlich viele Güter waren per se international. Viele der beliebten und besungenen Wiener Typen waren Zugereiste. Die Wiener Lieder, wo diesen Typen eine große Rolle eingeräumt wird, zeugen ebenso, wie Karikaturen von einem großen Sensorium für kulturelle Codes. Wie gezeigt, ist es falsch, wenn solche Elemente aus der Volkskultur als xenophobe Elemente gebrandmarkt werden. Die postmigrantischen Wirklichkeiten in Wien um 1900, wo Migrationshintergründe und Heterogenität die Regel waren, lassen sich nicht in dieses kolonialistische Schema pressen. Wenn man den Kulturraum Zentraleuropa um 1900 als fluid betrachtet, wie es Moritz Csáky vorgeführt hat, ist eine Assimilierungsdebatte nicht besonders schlüssig. Daher verwundert es, dass aus demselben Forschungskreis heraus eher von Zwangsmigration der zugewanderten Wiener gesprochen wird; hier beispielhaft: „Die Assimilation forderte von Seiten der Zuzügler eine kontinuierliche Delegitimierung von traditionellen Bindungen oder zumindest das Wechseln zwischen unterschiedlichen kulturellen Ordnungsmustern bzw. Wertvorstellungen, wodurch die von der Modernisierung verursachte Differenziertheit und Verunsicherung nur noch verstärkt wurde.“²⁰⁷ Im Gegensatz zum postkolonialen Erzählmuster wird bei einem postmigrantischen dem Einzelnen Akteurstatus eingeräumt.

Akteure sollen nicht, wie die von Postkolonialismus geprägte Forschung es nahelegt, verdächtigt werden, wenn sie sich für Fremdheit interessieren. Erkenntnislust und Bewunderung können nicht pauschal als Akt der Dominanz abgetan werden. Wie viele Beispiele oben zeigen, gab es ein aufrechtes Interesse und eine oft dezidiert xenophile Willkommenskultur, welche schließlich den Alt-Wienern die oben skizzierte kulturelle Connoisseurship verlieh. Die stärkere Betonung von Geschichten Einzelner und die postmigrantische Aufhebung der Kategorien fremd-heimisch eröffnet neue Perspektiven auf die Vergangenheit. Geschaffen wurde das beeindruckende „ethnische Wissen“ der Alt-Wiener unter anderem, neben der rein passiven Aneignung durch die weltstädtischen Rahmenbedingungen, bei der aktiven Lektüre der Zeitungen und Bücher sowie bei der Teilnahme an Veranstaltungen, wo diese österreichische Vielfalt thematisiert wurde (oder

²⁰⁷ Moritz Csáky, Johannes Feichtinger, Peter Karoshi, Volker Munz, Pluralitäten. Heterogenitäten, Differenzen. Zentraleuropas Paradigmen für die Moderne. In: http://www.kakanien-revisited.at/beitr/theorie/MCsaky_JFeichtinger_PKaroshi_VMunz1.pdf (Graz 2006), s. 6

einfach durch die Teilnehmer gegeben war). Das österreichische Modell, den Soldaten und Beamten so mobil wie möglich zu halten, stellt sich auch als interessant heraus. Erstens wurden damit lokale Gesellschaften mit anderen Österreichern vertraut gemacht, so z.B. die junge Lily Bader; andererseits bereicherte dieses Hin und Her die Soldaten, wie gut im Falle Robert Michels zu sehen ist. Wie anhand der Beispiele gezeigt, übten die reisenden Staatsdiener aller Art, einen Einfluss auf die Umgebung aus – und umgekehrt, wenngleich sie vor Ort vielleicht schon teilweise in schwarz-gelben Parallelwelten lebten. Der touristische Blick ist von der Gesellschaft klar zu erkennen, wie auch von den stationierten Soldaten der Gemeinsamen Armee selbst. Dieser Blick geht einher mit der von Sloterdijk angesprochenen „Positivität des Vorurteils“, wie an den Beispielen Bader und Michels zu sehen ist.

Die enorme Verdichtung von Migrationsnarrativen in Wien um 1900 macht die Verknüpfung mit dem heutigen Thema einer „Willkommenskultur“ attraktiv – ganz in der Tradition, Zentraleuropa als Laboratorium für Themen der Gegenwart zu analysieren. In der Analyse hat sich herausgestellt, dass nicht allein der „natürliche“ Raum Zentraleuropa und die dadurch entstandenen langfristigen kulturellen Verbindungen die alltägliche Kultur prägten. Die einzigartig vorherrschende interkulturelle Sensibilität der Einwohner der Kaiserstadt war durch Migration und damit einhergehenden Austausch, Handel, Exogamie sowie die fluide kulturelle Angleichung hervorgerufen. Migrationserfahrungen aller Art lassen sich für die Epoche der Wiener Geschichte überall finden.

Migration überall zu erkennen und dennoch dem Konkreten verhaftet zu bleiben war in diesem Zusammenhang das Angestrebte. Hierbei wurde durchaus, ganz im Sinne der Anwaltsaufgaben nach Klieber, konkret, korrigierend und mit Blick auf viele bisher überhörte Geschichten, Neues sichtbar gemacht. Postmigrantische Aspekte in der Geschichtswissenschaft einzubeziehen, zeigte sich als durchaus lohnend. Mit Fokus auf den alltäglichen Praktiken werden Gewichte zwischen dem Wesentlichen und dem Unwesentlichen des Lebens in einer Gesellschaft verschoben. Dass die Geschichtswissenschaft sich neben der Frage *wie es eigentlich gewesen* auch mit der Frage nach dem Wesentlichen im Alltag der Menschen beschäftigt, und **nicht bloß für scheinbar skandalisierte Narrative weiter produziert**, ist mit einer postmigrantischen Haltung möglich.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Joh. Christoph *Allmayer-Beck*, Die Führung vielsprachiger Streitkräfte - Die k.u.k. Armee als Beispiel. In: Peter *Broucek*, Erwin A. *Schmidl* (Hg.), Militär, Geschichte und politische Bildung. Aus Anlass des 85. Geburtstages des Autors. (Wien 2003), s. 370-384

Katherine *Arens*, Ein universitärer Vielvölkerstaat: Die Universität Wien in Textbildern. In: Margarete *Grandner*, Thomas *König* (Hg.) Reichsweiten und Außensichten. Die Universität Wien als Schnittstelle wissenschaftlicher Entwicklungen und gesellschaftlicher Umbrüche. (Wien 2015), s. 35-60

Lily *Bader*, Ein Leben ist nicht genug. Memoiren einer Wiener Jüdin (Wien 2011)

Eva *Barlösius*, Soziale und historische Aspekte der deutschen Küche. In: Stephen *Mennell* (Hg.) Die Kultivierung des Appetits (Frankfurt/M 1988), s. 423-444

Verena *Bauer*, Regionalismen in Franz Kafkas Deutsch – reflektiert vor dem Hintergrund des städtischen Kontexts Prags. In: Marek *Nekula* (Hg.), Deutsch in multilingualen Stadtzentren Mittel- und Osteuropas um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert (Wien 2008), s. 45-78

Zygmunt *Bauman*, Die Angst vor den anderen. Ein Essay über Migration und Panikmache (Berlin 2016)

Richard *Bermann*, Die Fahrt auf dem Katarakt (Wien 1998)

Hugo *Bettauer*, Die Welt ohne Juden. Ein Roman von übermorgen (1922, Wien 2008)

Anil *Bhatti*, Kulturelle Vielfalt und Homogenisierung. In: Johannes *Feichtinger*, Ursula *Prutsch*, Moritz *Csáky* (Hg.), Habsburg postcolonial : Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis (Innsbruck/Wien 2003), s. 55-81

Wolfdieter *Bihl*, Notizen zu den ethnischen und religiösen Splitter-, Rest- und Sondergruppen in den habsburgischen Ländern. In: Adam *Wandruszka*, Peter

Urbanitsch (Hg.) Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Bd. III/2 (Wien 1980) s. 949-974

Horst *Bredenkamp*, Aby Warburg, der Indianer. Berliner Erkundungen einer liberalen Ethnologie (Berlin 2019)

Emil *Brix*, Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation. Die Sprachenstatistik in den zisleithanischen Volkszählungen 1880 bis 1910 (Wien/Köln/Graz 1982)

Wolfgang *Burgdorf*, Ein Weltbild verliert seine Welt. Der Untergang des Alten Reichs und die Generation 1806 (München 2006)

Hannelore *Burger*, PersonSein. Paß und „Identität“ in der österreichischen Monarchie. In: Wolfgang *Müller-Funk*, Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie (Tübingen 2002), s. 63-73

Gary B. *Cohen*, The Politics of Ethnic Survival: Germans in Prague 1861-1914 (Princeton 1981)

Gary B. *Cohen*, Education and Middle-Class Society in Imperial Austria 1848-1918 (West Lafayette 1996)

Gary B. *Cohen*, The Students of the Vienna University, 1860-1914. In: Mitchell G. *Ash*, Joseph *Ehmer* (Hg.), 650 Jahre Universität Wien – Aufbruch in das neue Jahrhundert, Band 2 - Universität – Politik – Gesellschaft. (Göttingen 2015), s. 505-528

Riccardo *Concetti*, Robert Michel. Ein österreichischer Dichter-Offizier zwischen Halbmond und Doppeladler (Wien 2018)

Moritz *Csáky*, Johannes *Feichtinger*, Peter *Karoshi*, Volker *Munz*, Pluralitäten. Heterogenitäten, Differenzen. Zentraleuropas Paradigmen für die Moderne. In: http://www.kakanien-revisited.at/beitr/theorie/MCsaky_JFeichtinger_PKaroshi_VMunz1.pdf (Graz 2006)

Moritz Csáky, Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa (Wien/Köln/Weimar 2010)

Moritz Csáky, Das Gedächtnis Zentraleuropas: Kulturelle und literarische Projektionen auf eine Region (Wien/Köln/Weimar 2019)

István Deák, Der K.(u).K. Offizier: 1848-1918 (Wien/Köln/Weimar 1995)

Heimito Doderer, Die Strudelhofstiege oder Melzer und die Tiefe der Jahre (München 1951)

Heimito Doderer, Die Wasserfälle von Slunj (1964, München 1996)

Klemens Dorn, Favoriten: ein Heimatbuch des 10. Wiener Gemeindebezirkes (Wien 1928)

Hanne Egghardt, Türken in Wien. In: Peter Eppel (Hg.) Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien [217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19. September bis 29. Dezember 1996] (Wien 1996), s. 114-121

Heinz Fassmann, Die Bevölkerungsentwicklung 1850-1910. In: Helmut Rumpler, Peter Urbanitsch (Hg.) Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Bd. IX/1 (Wien 2010), s. 159-184

Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch, Moritz Csáky (Hg.), Habsburg postcolonial: Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis (Innsbruck/Wien 2003)

Peter Fichtenbauer, M. Christian Ortner (Hg.), Die Geschichte der österreichischen Armee: von Maria Theresia bis zur Gegenwart (Wien 2015)

Gero Fischer, Serben in Wien. In: Peter Eppel (Hg.) Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien [217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19. September bis 29. Dezember 1996] (Wien 1996), s. 84-87

Naika *Foroutan*, Die postmigrantische Perspektive: Aushandlungsprozesse in pluralen Gesellschaften. In: Marc *Hill*, Erol *Yildiz* (Hg.) Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen (Bielefeld 2018) s. 15-27

Monika *Glettler*, Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt (München/Wien/Oldenburg 1972)

Wolfgang *Göderle*, Administration, Science, and the State: The 1869 Population Census in Austria-Hungary. In: Austrian History Yearbook, Vol. 47 (Minnesota 2016) s. 61–88

Elisabeth *Grossegger*, Der Kaiser-Huldigungs-Festzug Wien 1908 (Wien 1992)

Sylvia *Hahn*, Schreiben über Migration gestern, heute, morgen. In: Lena *Karasz* (Hg.), Migration und die Macht der Forschung. Kritische Wissenschaft in der Migrationsgesellschaft, (Wien 2017), s. 23-39

Brigitte *Hamann*, Hitlers Wien (München 1996)

Joseph *Hammer-Purgstall*, Vortrag über die Vielsprachigkeit. In: Die feierliche Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 29. Mai 1852 (Wien 1852), s. 87-100

Dieter J. *Hecht*, Bosnische Impressionen. k.k. Soldaten als Tourismuspioniere vor dem Ersten Weltkrieg. In: Peter *Stachel* und Martina *Thomsen*, Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten (Bielefeld 2014), s. 201-219

Friedrich *Heckmann*, Willkommenskultur – Was ist das, und wie kann sie entstehen und entwickelt werden? (Bamberg 2012), In: efms papers 2012-7

Johann *Heiss*, Wiener Frühstück. In: Moritz *Csáky*, Georg-Christian *Lack* (Hg.), Kulinarik und Kultur. Speisen als kulturelle Codes in Zentraleuropa (Wien 2014), s. 83-101

Lothar *Höbelt*, „So wie wir haben nicht einmal die Japaner angegriffen“. Österreich-Ungarns Nordfront 1914/15. In: Gerhard P. *Groß* (Hg.) Die vergessene

Front. Der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung (Paderborn/München/Wien/Zürich 2006), s. 87-119

Lothar Höbelt, Böhmen. Eine Geschichte (Wien/Leipzig 2012)

Eva Maria Hois und Ernst Weber „... doch die Zeiten sind dahin...!“. *Alt-Wien im Wienerlied*. In: Wolfgang Kos und Christian Rapp *Alt-Wien : die Stadt, die niemals war* [Katalog zur 316. Sonderausstellung des Wien Museums, 25. November 2004 bis 28. März 2005, Wien 2005, s. 134-141]

Catherine Horel, Multi- und Plurikulturalismus in urbaner Umwelt. Nationale und soziale Vielfalt in den Städten der Habsburger-Monarchie. In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Vol.113 (Wien 2005), s. 349-361

Willi S. Horvath, Der Romano Than Floridsdorf. In Andrea Härle (Hg.), *Romane Thana: Orte der Roma und Sinti ; eine Kooperation von Wien Museum, Landesmuseum Burgenland, Initiative Minderheiten, Romano Centro ; [Wien Museum Karlsplatz, 12. Februar bis 17. Mai 2015 ; Landesmuseum Burgenland / Landesgalerie Projektraum, 14. April bis 11. November 2016]* (Wien 2015), s. 124-134

Rudolf Jaworski, Einführung in Fragestellungen und Themenfelder. In: Peter Stachel und Martina Thomsen, *Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten* (Bielefeld 2014), s. 11-30

Michael John, Mosaik, Schmelztiegel, Weltstadt Wien? Migration und multikulturelle Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. In: Peter Eppel (Hg.) *Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien* [217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19. September bis 29. Dezember 1996] (Wien 1996), s. 137-144

Pieter Judson, *Guardians of the Nation. Activists on the language frontiers of imperial Austria* (Cambridge 2006)

Kaiser-Huldigungs-Festzug. Offizielles Programm. Wien 12. Juni 1908. (Wien 1908)

Joseph *Karásek*, Aus Wien über Wien. In: Christa *Rothmeier* (Hg.), Die entzauberte Idylle: 160 Jahre Wien in der tschechischen Literatur (Wien 2004), s. 183-200

Jeremy *King*, Budweisers into Czechs and Germans. A Local History of Bohemian Politics, 1848-1918 (Princeton 2002)

Egon Erwin *Kisch*, Marktplatz der Sensationen (Mexiko-Stadt 1942)

Rupert *Klieber*, Jüdische, christliche, muslimische Lebenswelten der Donaumonarchie 1848-1918 (Wien 2010)

Jiří *Kořalka*, Einleitung. In: František Palacký, Briefe an Therese. Korrespondenz von František Palacký mit seiner Braut und späteren Frau aus den Jahren 1826-1860, s. 1-13

Wolfgang *Kos*, Einleitung. In: Wolfgang *Kos*, Wiener Typen. Klischees und Wirklichkeit Katalog zur 387. Sonderausstellung des Wien Museums, 25. April 2013 bis 6. Oktober 2013, Wien 2013],

Michaela *Laichmann*, Die historischen Meldeunterlagen im Wiener Stadt- und Landesarchiv. In: Sylvia *Mattl-Wurm* und Alfred *Pfoser* (Hg.) Die Vermessung Wiens. Lehmanns Adressbücher 1859-1942 (Wien 2011), s. 216-227

Eleonore *Lappin*, Juden in Wien. In: Peter *Eppel* (Hg.) Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien [217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19. September bis 29. Dezember 1996] (Wien 1996), s. 57-69

Hannes *Leidinger*, Der Untergang der Habsburgermonarchie (Innsbruck/Wien 2017)

Bedrich *Loewenstein*, Wir und die Anderen. In: Alexander *Demandt* (Hg.), Mit Fremden leben: Eine Kulturgeschichte (München 1995), s. 9-23

Siegfried *Mattl*, Klaus *Müller-Richter*, Werner Michael *Schwarz* (Hg.), Felix Salten: *Wurstelprater* (Wien 2004)

Siegfried *Mattl*, Wiener Strassen. In: Angela *Heide* und Elke *Krasny* (Hg.) *Aufbruch in die Nähe. Wien Lerchenfelder Straße* (Wien 2010), s. 55-67

Maren *Möhring*, *Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland* (München 2012)

Wolfgang *Müller-Funk*, Kakanien revisited. Über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur. In: Wolfgang *Müller-Funk* *Kakanien revisited: das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie* (Tübingen 2002), s. 14-32

Robert *Musil*, *Der Mann ohne Eigenschaften* (1937 Berlin)

Johann *Neumann*, *Tschechische Familiennamen in Wien. Eine Namenkundliche Dokumentation* (Wien 1977)

Gerhard *Neweklowsky*, *Die bosnisch-herzegowinischen Muslime. Geschichte, Bräuche, Alltagskultur* (Klagenfurt 1996)

Ferdinand *Oppl*, „Etwas bisher noch nie Geschautes“. Zu Leben, Tod und Nachleben des ersten Wiener Elefanten. In: Dagmar *Schratter*, Helmut *Pechlaner*, Gerhard *Heindl* (Hg.) *Tiere unterwegs. Historisches und aktuelles über Tiererwerb und Tiertransport* (Wien 2007), s. 65-93

Gustav *Otruba*, *Wiens Bevölkerung. Nationale Herkunft und soziale Entwicklung*. In: *Der Donaauraum*, Bd. 13 (Wien 1968) s. 12-42

Panikos *Panayi*, *Spicing Up Britain: The Multicultural History of British Food* (London 2008)

Peter *Peter*, *Kulturgeschichte der österreichischen Küche* (München 2013)

Matthew *Rampley*, *Peasants in Vienna. Ethnographic Display and the 1873 World's Fair*. In: *Austrian History Yearbook* 42 (Cambridge 2011), s. 110-132

Christian *Rapp*, Wiener Typen. Zu Erfindung und Karriere eines Soziotops. In: Wolfgang *Kos* und Christian *Rapp* Alt-Wien : die Stadt, die niemals war [Katalog zur 316. Sonderausstellung des Wien Museums, 25. November 2004 bis 28. März 2005, Wien 2005, s. 142-150]

Regina *Römhild*, Konvivialität – Momente von Post-Otherness. In: Marc *Hill*, Erol *Yildiz* (Hg.) Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen (Bielefeld 2018) s. 63-71

Anita *Rotter*, Frauke *Schacht*, Bewegte Biografien in der postmigrantischen Gesellschaft. In: Marc *Hill*, Erol *Yildiz* (Hg.) Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen (Bielefeld 2018) s. 147-159

Helmut *Rumpler*, Vorwort. František Palackýs „tschechisches Österreichertum“ als Beitrag zur historischen „Europa“- und „Mitteleuropa“-Debatte. In: Jiří *Kořalka*, František Palacký (1798-1876): Der Historiker der Tschechen im österreichischen Vielvölkerstaat [Studien zur Geschichte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, Band 30] (Wien 2007), s. 13-14

Dirk *Rupnow*, Essential but Invisible: Migration as Part of Urban and General History. In: Christina *Antenhofer* et al. (Hg.) Cities as multiple landscapes : Investigating the Sister Cities Innsbruck and New Orleans (Frankfurt/New York 2016), s. 441-458

Roman *Sandgruber*, Traumzeit für Millionäre. Die 929 reichsten Wienerinnen und Wiener im Jahr 1910 (Wien 2013),

Walter *Sauer*, Auf der Suche nach dem afrikanischen Wien. In Walter *Sauer* (Hg.) Das afrikanische Wien (Wien 2006), s. 10-41

Tamara *Scheer*, Konstruktionen von ethnischer Zugehörigkeit und Loyalität in der k.u.k. Armee der Habsburger Monarchie (1868-1914). In: Alexandra *Millner* und Katalin *Teller* (Hg.) Transdifferenz und Transkulturalität : Migration und Alterität in den Literaturen und Kulturen Österreich-Ungarns (Bielefeld 2018), s. 155-174

Tamara *Scheer*, Von Friedensfurien und dalmatinischen Küstenree: Vergessene Wörter aus der Habsburgermonarchie (Wien 2019)

Tamara *Scheer*, Garnisonswechsel. Arbeitsmigration und deren Auswirkungen auf das österreichisch-ungarische Offizierskorps (1868-1914). In: Carl *Bethke* (Hg.) Migration im späten Habsburger-Imperium. (Tübingen [in Druck])

Martin *Scheutz*, Vlasta *Valeš*, Von der Residenzstadt zur übergroßen Hauptstadt der Republik. Stadtimages im Wandel - ein Streifzug. In: Martin *Scheutz*: Wien und seine WienerInnen : ein historischer Streifzug durch Wien über die Jahrhunderte [Festschrift für Karl Vocelka zum 60. Geburtstag, Wien 2008, s. 13-16]

Friedrich *Schiller*, Die Kraniche des Ibycus (Tübingen 1798)

Oliver Jens *Schmitt*, Balkanforschung an der Universität Wien. In: Margarete *Grandner*, Thomas *König* (Hg.) Reichweiten und Außensichten. Die Universität Wien als Schnittstelle wissenschaftlicher Entwicklungen und gesellschaftlicher Umbrüche. (Wien 2015), s. 61-98, s. 61-63

Walter *Schübler*, Weandorf. Anton Kuh und die Provinzialisierung der Metropole. In: Wolfgang *Kos* (Hg.), Kampf um die Stadt. Politik, Kunst und Alltag um 1930 [Katalog zur 361. Sonderausstellung des Wien Museums, 19. November 2009 bis 28. März 2010], (Wien 2009), s. 108-113

Werner Michael *Schwarz*, Anthropologische Spektakel. Zur Schaustellung „exotischer“ Menschen, Wien 1870-1910 (Wien 2001)

Rolf *Schwendter*, Arme Essen, Reiche Speisen. Neuere Sozialgeschichte der zentraleuropäischen Gastronomie (Wien 1995)

Josip *Sersic*, Kroaten in Wien. In: Peter *Eppel* (Hg.) Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien [217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19. September bis 29. Dezember 1996] (Wien 1996), s. 70-73

Peter *Slosterdijk*, Tractatus philosophico-touristicus. In: Harald *Pechlaner* und Michael *Volgger* (Hg.) Die Gesellschaft auf Reisen – Eine Reise in die Gesellschaft (Wiesbaden 2017)

Peter *Stachel* und Martina *Thomsen*, Vorwort. In: Peter *Stachel* und Martina *Thomsen*, Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten (Bielefeld 2014), s. 9-10

Hannes *Steckel*, Reichtum und Wohlstand in der späten Habsburgermonarchie. In: Ernst *Bruckmüller* (Hg.) Armut und Reichtum in der Geschichte Österreichs, s. 113-140

Annemarie *Steidl*, Ein attraktiver Anziehungspunkt für Zuwanderer aus ganz Europa. Wandlungsmuster nach Wien, 1740-2010, in: Sozialgeschichte Wiens 1740-2010 (Innsbruck/Wien/Bozen 2015), s. 375-434

Ursula *Storch*, „Der Süden ist eine Haltestelle unserer Elektischen geworden“. Die Adria-Ausstellung 1913. In: Christian *Rapp* und Nadia *Rapp-Wimberger* (Hg.), Österreichische Riviera. Wien entdeckt das Meer [Katalog zur 393. Sonderausstellung des Wien Museums, 14. November 2013 bis 30. März 2014] (Wien 2013), s. 160-169

Ursula *Storch*, Im Reich der Illusionen. Der Wiener Prater, wie er war (Wien 2016)

Daniela *Strigl*, Nationale Mythen und Stereotypen in der k.u.k. Armee. In: Endre *Hárs*, Wolfgang *Müller-Funk*, Ursula *Reber*, Clemens *Ruthner* (Hg.) Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn (Tübingen 2006), s.129-143

Jan *Surman*, Vom „akademischen Altersheim“ zur Spitzenforschungsanstalt? In: Mitchell G. *Ash*, Joseph *Ehmer* (Hg.), 650 Jahre Universität Wien – Aufbruch in das neue Jahrhundert, Band 2 - Universität – Politik – Gesellschaft. (Göttingen 2015), s. 629-648

Klaus *Taschwer*, Geheimsache Bärenhöhle. Wie ein antisemitisches Professorenkartell der Universität Wien nach 1918 jüdische und linke Forscherinnen und Forscher vertrieb. In: Regina Fritz, Grzegorz Rossoliński-Liebe,

Jana Starek (Hrsg.): *Alma mater antisemitica: Akademisches Milieu, Juden und Antisemitismus an den Universitäten Europas zwischen 1918 und 1939.* (Wien 2016), s. 221-242

Michaela *Thalhammer*, *Italienische Rauchfangkehrer in Wien im 18. und 19. Jahrhundert*, (Univ. Dipl. Arb. Universität Wien 2008)

Vlasta *Valeš*, *Einblicke in die Netzwerke der Tschechen in Wien seit den 1840er Jahren bis zur Gründung der Nationalstaaten* (univ. Dissertation, Universität Wien 2017)

Josef *Vintr*, *Die graphischen und semantischen Eigenheiten der tschechischen Familiennamen in Wien.* In: *Ethnoslavica: Festschrift für Herrn Univ. Prof. Dr. Gerhard Neweklowsky zum 65. Geburtstag* [Beiträge des internationalen Symposiums des Instituts für Slawistik der Universität Klagenfurt in Zusammenarbeit mit dem Institut für Slawistik der Universität Wien, Klagenfurt, 7. - 8. April 2006], s. 353-361

Karl *Vocelka*, *Growing up in Vienna.* In: Martin Scheutz: *Wien und seine WienerInnen: ein historischer Streifzug durch Wien über die Jahrhunderte* [Festschrift für Karl Vocelka zum 60. Geburtstag, Wien 2008], s. 373-384

Andreas *Vonderach*, *Die deutschen Regionalcharaktere. Psychologie und Geschichte* (Husum 2012)

Adam *Wandruszka*, *Österreichs politische Struktur. Die Entwicklung und Bewegungen.* In: Heinrich Benedikt (Hg.), *Geschichte der Republik Österreich* (Wien 1954), s. 269-485

Lojze *Wieser*, Barbara *Maier*, *Gibt es eine europäische Tafel?* In: Lojze *Wieser*, Christoph *Wagner*, Barbara *Maier* (Hg.) *Geschmacksverwandtschaften. Eine kleine europäische Speisefibel mit Rezepten* (Klagenfurt 2009), s. 5-14

Michaela *Wolf*, *Die vielsprachige Seele Kakanien. Übersetzen und Dolmetschen in der Habsburgermonarchie 1848 bis 1918.* (Wien 2012)

Erol *Yildiz*, Marc *Hill*, Pragmatisch im Alltag, hegemonial im Diskurs. Vom vielfältigen Umgang mit Migrationsprozessen in Österreich am Beispiel von St. Ruprecht in Klagenfurt. In: Wolf-Dietrich *Bukow* et al. (Hg.) *Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft* (Wiesbaden 2011) s. 67-79

Erol *Yildiz*, Stadt ist Migration. In: Malte *Bergmann*, Bastian *Lange* (Hg.), *Eigensinnige Geographien. Städtische Raumaneignungen als Ausdruck gesellschaftlicher Teilhabe* (Wiesbaden 2011), 71-80

Erol *Yildiz*, Zur sozialen Grammatik der Vielfalt in der globalisierten Stadtgesellschaft. In: Wolf-Dietrich *Bukow* et al. (Hg.) *Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft* (Wiesbaden 2011) s. 135-147

Erol *Yildiz*, Migration als urbane Ressource. Vom öffentlichen Diskurs zur Alltagspraxis. In: Burcu *Dogramaci* (Hg.), *Migration und künstlerische Produktion. Aktuelle Perspektiven* (Bielefeld 2013), s. 251-270

Erol *Yildiz*, Postmigrantische Perspektiven. Aufbruch in eine neue Geschichtlichkeit. In: Erol *Yildiz*, Marc *Hill* (Hg.) *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft* (Bielefeld 2014), s. 19-48

Erol *Yildiz*, Postmigrantische Migrationsforschung. In: Lena *Karasz* (Hg.): *Migration und die Macht der Forschung: Kritische Wissenschaft in der Migrationsgesellschaft* (Wien 2017) s. 11-22

Erol *Yildiz*, Postmigrantische Perspektiven auf Migration, Stadt und Urbanität. In: *Migration, Stadt, Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten* (Wiesbaden 2017) s. 19-33

Erol *Yildiz*, Vom methodologischen Nationalismus zu postmigrantischen Visionen (Bielefeld 2018) s. 43-61

Tara *Zahra*, *Kidnapped Souls: National Indifference and the Battle for Children in the Bohemian Lands 1900-1948* (Cornell 2008)

Tara *Zahra*, Imagined Noncommunities: National Indifference as a Category of Analysis. In: Slavic Review, Vol. 69, No. 1 (Cambridge 2010), s. 93-119

Tara *Zahra*, "Condemned to Rootlessness and Unable to Budge": Roma, Migration Panics, and Internment in the Habsburg Empire. In: American Historical Review Vol. 122 Issue 3 (Oxford 2017), s. 702-726

Christiane *Zintzen*, Vorwort. In: Christiane Zintzen (Hrg.), Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Aus dem Kronprinzenwerk des Erzherzog Rudolf. (Wien 1999)

Stefan *Zweig*, Die Welt von Gestern (1942, Frankfurt a. M 2017)

Quellen

Archiv der Universität Wien:

Akademischer Senat Sonderreihe S 41/II

Akademischer Senat Sonderreihe S 22/I (Mensa academica 1890/91-1994/95)

Zeitungen:

Arbeiter-Zeitung, 3. Dezember 1908

Der Floh, 29. März 1896

Neues Wiener Journal, 21. April 1899

Neues Wiener Journal, 31. Oktober 1908

Neues Wiener Tagblatt, 27. März 1884

Neues Wiener Tagblatt 18. März 1915

Online-Ressourcen

<https://wienergriechen.univie.ac.at/die-wiener-griechen/> (18.05.2020)

<https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Marokkanergasse> (18.05.2020)

<https://slawistik.univie.ac.at/ueber-uns/historisches/> (18.05.2020)

Zusammenfassung

Die „Willkommenskultur“, obwohl erst seit ein Paar Jahren ein allgegenwärtiges Wort, hat historische Wurzeln; ist sogar eine Konstante der menschlichen Geschichte. Wien um 1900 war, durch ein rasantes Bevölkerungswachstum, eine Stadt, wo das Fremdsein zur Normalität gehörte und als Attraktion galt. Es war eine Stadt, wo Menschen *nach der Migration* lebten und wirkten, wie die Migrationsgeschichte uns zeigt. In der Soziologie arbeiten einige Forscher mit dem Begriff des Postmigrantischen und suchen damit Migration und Diversität als Ausgangspunkt von Gesellschaftsanalysen zu betrachten und damit nicht länger bloß als Objekte. Diese postmigrantische Haltung in die Geschichtswissenschaften zu integrieren birgt auch in sich die Möglichkeit neue Perspektive auf die Vergangenheit frei zu legen, die in gängigen Arbeiten übersehen werden. In dieser Arbeit wurden unterschiedlichsten Themen postmigrantisch interpretiert, um damit die Allgegenwärtigkeit von einer ent-innerten Konvivialität des Alltags in der Habsburgermonarchie in einer Zeit, die gewöhnlich unter dem Aspekt des Nationalitätenkampfs behandelt wird, zu skizzieren. Konflikte und Skandale rückten dabei in den Hintergrund, wenn auf die unspektakuläre und unscheinbare Dinge des Alltags – die eigentlich eine Gesellschaft zusammenhält – fokussiert wurde. Anhand der Beispiele dieser Arbeit wurde gezeigt, wie das alltagsprägende für die Einwohner Wiens um 1900 weniger das nationalpolitische Relationssystem des Staates war, sondern die durch individuelle Mobilitätsgeschichten geformte, xenophil geneigte städtische Kultur.